



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 16, Nr. 7 July 15, 1963

Köln: Bund-Verlag, July 15, 1963

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts

7

da
inf-
für
die
un-
bei

her
ine
ich
ene
nst
g!"
sei
al-
nur
zu
er
ing
nd

eg-
ber
cht
nd
en
en
er
Be
en
de
en.
em
im

te
er
rz,
s-
",
at,
er
ch
er
as
er

it
n.
n
he
ß
n
n.
n.
a
m
d
n
at

it
j.
n,
e
-
t
e.
r
-
n
-
e
l
e

Köln, 15. Juli 1963 · 16. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Foto: Karl Breyer





Papst der Verständigung

Mit tiefer Erschütterung haben die katholischen Gläubigen des ganzen Erdballs die Nachricht vom Hinscheiden Papst Johannes XXIII. aufgenommen. Unendlich viele Menschen aller Rassen und Konfessionen trauern mit ihnen um den Heimgang dieses wahrhaft großen Papstes, der am 28. Oktober 1963 zum Nachfolger Pius XII. gewählt worden war.

Damals glaubten viele, mit Johannes XXIII. sei ein „Übergangspapst“ gewählt worden. Aber wohl kaum in der Geschichte der Päpste hat auf dem Stuhl Petris ein Mensch gesessen, der durch seine tiefe Frömmigkeit, durch seine beispielhafte Schlichtheit und durch seinen weltoffenen Geist in so kurzer Zeit so viel Sympathien erworben hat, wie dieser 260. Bischof von Rom.

Als eines unter zehn Kindern eines Landarbeiters aufgewachsen, waren ihm die Nöte des arbeitenden Volkes zutiefst vertraut. Sein Weg führte ihn aus dem Dorf der Bergbauern als apostolischer Delegat nach Bulgarien, in die Türkei, nach Griechenland und später als Nuntius nach Paris. Als ständiger Beobachter des Heiligen Stuhls bei der UNESCO war er auch segensreich tätig.

Diesem großartigen Papst verdanken wir unendlich viel. In der Sozialzyklika „Mater et Magistra“ hat er noch einmal mit glühenden

Worten das soziale Lehrgebäude der katholischen Kirche aufgezeichnet und an die Gläubigen appelliert, überall in der Welt die Not zu bekämpfen und alles zu tun, um den arbeitenden Menschen den ihnen gebührenden Platz in der Gesellschaft einzuräumen. Johannes XXIII. war ein Papst der Versöhnung, der Versöhnung zwischen den Rassen, was sinnfällig seinen Ausdruck in der Ernennung des ersten farbigen Kardinals in der Geschichte der katholischen Kirche fand. Seine zahlreichen Friedensbotschaften, deren Höhepunkt die kürzlich ergangene Friedenszyklika war, sind ein unüberhörbarer Aufruf an alle, die guten Willens sind, zum Ausgleich der Spannungen in der Welt beizutragen. Leider war es Johannes XXIII. nicht mehr vergönnt, das Ende des von ihm einberufenen Zweiten Vatikanischen Konzils zu erleben, jenes Konzils, auf das nicht nur die katholischen Gläubigen in der ganzen Welt große Hoffnungen gesetzt haben, sondern das darüber hinaus für die ganze Christenheit so erhellend und befruchtend begonnen hat. Die Bundesrepublik Deutschland hat Papst Johannes XXIII. mit dem Großkreuz des Bundesverdienstordens ausgezeichnet als Dank für die väterliche Fürsorge, die er seinerzeit als Nuntius in Paris den deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich hat angedeihen lassen.

Bernhard Tacke

Freiheit für Heinz Brandt

Über den Fall des Gewerkschaftsredakteurs Heinz Brandt, der ab 16. Juni 1961, unmittelbar vor dem Gedenktag des Aufstandes der mitteldeutschen Arbeiter gegen das Ulbricht-Regime, aus Westberlin verschwunden ist, und der am 10. Mai 1962 in einem Geheimprozeß in Ostberlin zu 13 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, sprach der 1. Vorsitzende der IG Metall, Otto Brenner, am 16. Juni 1963 im Westdeutschen Rundfunk.

Allen, die Heinz Brandt kannten, sei die Meldung über seine Verhaftung wegen angeblicher Spionagetätigkeit ungläubwürdig gewesen. Jeder Eingeweihte habe gewußt, daß es sich in Wirklichkeit um einen Racheakt handelt. Das Zonenregime habe mit List und Tücke einen Mann in seine Gewalt gebracht, der seit dem Aufstand vom 17. Juni 1953 unerschrocken Kritik an Ulbricht geübt hatte. Die drei Jahre der Freiheit, die Heinz Brandt in der Bundesrepublik verbracht habe, wären für ihn eine ebenso glückliche Zeit gewesen wie die Jahre unmittelbar nach dem Zusammenbruch

der Nazi-Diktatur. 1945 sei er, ungebrochen von den Schrecken der Konzentrationslager, voller Zuversicht an den Aufbau herangegangen. Aber die Enttäuschung durch den Ulbricht-Sozialismus ließ nicht lange auf sich warten. Erst als Heinz Brandt 1958 in den Westen kam, begann für ihn wieder eine Zeit der Hoffnung und des Aufbaus. Er habe hier gleich einen festen Platz bei seinen gewerkschaftlichen und politischen Freunden gefunden. Trotz seiner schlechten Erfahrungen mit den Kommunisten sei er nicht dem „Kalten Krieg“ verfallen. Wörtlich sagte Brenner: „Die Frage ‚Was habt ihr mit Heinz Brandt gemacht?‘ wird immer und überall gestellt werden, wenn die Kommunisten uns zu einem Gespräch mit ihnen veranlassen möchten.“ Heute ist es zwei Jahre her, daß Heinz Brandt in die Hände Ulbrichts fiel. An diesem Tag fordern wir erneut zusammen mit allen aufrechten Demokraten, Gewerkschaftern und freiheitlichen Sozialisten:

„Gebt endlich Heinz Brandt frei!“

Recht auf Freiheit

Veranstaltung der Gewerkschaftsjugend im Landesbezirk Nordmark am 17. Juni 1963 auf dem Priwall.

Es war der Wunsch der Gewerkschaftsjugend, den 17. Juni 1963 in einer würdigen Form zu gestalten. Als Veranstaltungsort wurde das Gelände der Jugendfreizeitstätte auf dem Priwall, Travemünde, unmittelbar an der Zonengrenze gewählt.

1500 junge Gewerkschaftsmitglieder sowie 100 Gäste aus den skandinavischen Ländern waren mit Sonderbussen angereist, als der Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Landesbezirk Nordmark, Wilhelm Walter, die Veranstaltung eröffnete und die Teilnehmer sowie die zahlreich erschienenen Ehrengäste aus dem öffentlichen Leben begrüßte.

Wilhelm Walter wandte sich in seinen Ausführungen gegen Bestrebungen, den 17. Juni wieder zum Arbeitstag zu erklären:

„Unsere Jugend muß erkennen, daß ein Gedenktag mit einem vollen politischen Inhalt nicht dadurch in seinem politischen Wert gesteigert wird, wenn eine einmalige, zum Teil nicht sichtbare Arbeit verrichtet wird. Das gemeinsame Streben muß darauf gerichtet sein, den Gedenktag in aller Öffentlichkeit mit Leben zu erfüllen.“

Hamburgs Altbürgermeister Dr. Max Brauer führte in seiner Gedenkrede aus: Man werde immer voll Dankbarkeit an den Mut derer denken müssen, die sich am 17. Juni 1953 jenseits der Zonengrenze den Panzern eines verhaßten Regimes entgegenstellten. Der 17. Juni 1953 werde in Deutschland und in der ganzen Welt weiterwirken. Wenn auch die Teilung Deutschlands eine Frucht des Hitler-Krieges sei, so habe das neue Deutschland dennoch ein Recht auf einen gerechten Frieden. Max Brauer appellierte an die Jugend, nicht zu resignieren, sondern stets für Recht und Freiheit einzutreten.

Die Feierstunde wurde durch Lieder des DGB-Jugendchors Lübeck umrahmt.

Die Gewerkschaftsjugend hat mit dieser Veranstaltung am 17. Juni bewiesen, daß sie bemüht ist, ernsthaft an der Gestaltung des 17. Juni mitzuwirken.

Wolfgang Baumhöver

Heinrich Gutermuth 65 Jahre

Am 18. Juni 1963 vollendete der Vorsitzende der IG Bergbau und Energie im DGB, Heinrich Gutermuth, sein 65. Lebensjahr.

Heinrich Gutermuth stammt aus Ilbeshausen in Hessen. In seinem Heimatort erlernte er das Schmiede- und Schlosserhandwerk. 1920 verfuhr Gutermuth im Ruhrgebiet seine erste Schicht als Bergmann auf der Zeche Consolidation, wo er als Handwerker über und unter Tage beschäftigt war. Seit dieser Zeit ist er gewerkschaftlich tätig. Im Jahre 1926 wurde Gutermuth hauptamtlicher Funktionär des Gewerkvereins Christlicher Bergarbeiter, in dessen Reihen er bis zur Zerschlagung der Gewerkschaftsbewegung durch die NS-Macht-haber wirkte.

Nach 1945 trug Heinrich Gutermuth wesentlich zum Aufbau der einheitlichen Gewerkschaftsbewegung bei. Er leitete zunächst die Geschäftsstelle in Recklinghausen, wurde dann Vorstandsmitglied der IG Bergbau, später zweiter Vorsitzender, und im Jahre 1956 wählten ihn die Delegierten seiner Gewerkschaft zum ersten Vorsitzenden der IG Bergbau und Energie.

Gutermuth hat sein bisheriges Leben dem Kampf für die soziale Anerkennung der Bergarbeiter gewidmet. Er kann anlässlich seines 65. Lebensjahres auf eine bisher wirkungsvolle Schaffenszeit zurückblicken. Die Sicherung der Vollbeschäftigung für alle Arbeitnehmer und soziale Sicherheit sind Ziele, für die sich Heinrich Gutermuth unbeirrt und entschlossen einsetzte.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund wünscht Heinrich Gutermuth weiterhin erfolgreiche Schaffenskraft für seine Organisation und den DGB.

Mitteilung auf Grund des § 2, Satz 1 des Pressegesetzes des Landes Nordrhein-Westfalen vom 17. November 1949: „aufwärts“ erscheint im Bund-Verlag. Das Gesellschaftskapital beträgt 750 000 DM. Gesellschafter: Vermögensverwaltungs- und Treuhandgesellschaft mbH des DGB.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf.

Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881.

„aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden.

Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.

chen
ger
nge-
der
sich
den
Zeit
hier
erk-
fun-
mit
lten
Die
ge-
ver-
nem

de
B,
en
as
er-
te
li-
er
le
es
in
er
t-
h
-
n
er
l-
ft
d
n
-
s
e
J
r
n
n
t
e



Der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Julius Leber vor dem Volksgerichtshof

SO WEIT WAR ER SEINEN HENKERN VORAUSS,
Daß er die Stimme des Richters, triumphierend in der
Bestätigung des Unrechts,
Nur als verworfenes Geräusch hörte,
Er streifte es von seinem zerbrochenen Körper ab
Wie Schmutz.
Sie erreichten ihn nicht mehr, mit nichts.
Tief in sich fühlte er einen winzigen Kern,
Aus dem Zukunft brach.
Nicht ihn verurteilten sie, sondern diesen
unzerstörbaren Keim.
Nicht ihn hatten sie gepeinigt, sondern kommende
Forderungen.

Schweigend nahm er den Tod seiner durchlässigen
Hülle an.
Sein letzter Blick verurteilte die Henker
Zum Nichts.

Auf diesem Augenblick sind Eure Banken,
Eure Theater gebaut.
Auf diesem Augenblick ruht Euer Lachen.
Heute ist der zwanzigste Juli.

Walter Bauer

Mut zur Stellung- nahme



**Die 6. Jugendkonferenz
der IG Chemie, Papier, Keramik**

Gelobt und angefeindet sind die Delegierten von rund 40000 jugendlichen Mitgliedern der IG Chemie, Papier, Keramik wieder in ihre Heimorte zurückgefahren, zurückgefahren in die Büros, Werkstätten und Fabriken. Angefeindet, weil sie auf ihrem Kongreß, der 6. Jugendkonferenz ihrer Gewerkschaft, Stellung bezogen hatten, weil sie den Mut aufbrachten, Stellung zu beziehen zu Fragen und Problemen, die anscheinend in der Bundesrepublik tabu sind, gelobt, weil sie sich nicht auf die übliche Kongreßroutine beschränkten, sondern frei und offen ihrer Meinung Ausdruck gaben.

Die 6. Jugendkonferenz der IG Chemie, Papier, Keramik stand, zeitlich gesehen, im Schatten von zwei Streiks. Knapp 14 Tage vorher war im gleichen Bundesland, in dem die Konferenz stattfand, in Baden-Württemberg, der bisher größte Arbeitskampf der Nachkriegszeit zu Ende gegangen. Über 400000 Metallarbeiter hatten 14 Tage lang um höheren Lohn gestreikt oder waren ausgesperrt gewesen. Und zur gleichen Zeit, da die Kongreßteilnehmer in Stuttgart waren, streikten die Glasarbeiter ihrer eigenen Organisation um längeren Urlaub.

Verständlich, daß diese Arbeitskämpfe den Verlauf des Kongresses mitbestimmten. Ebenso verständlich aber auch, daß die Delegierten auf Grund dieser Kämpfe noch kritischer, noch vorurteilsloser darangingen, Stellung zu den sie bewegenden Fragen und Problemen zu nehmen.

Und dieser Fragen und Probleme waren nicht wenige. Werner Vitt, Mitglied des Hauptvorstandes der IG Chemie, Papier, Keramik, umriß sie in seiner Eröffnungsansprache, nicht ohne zuvor betont zu haben, daß dieser Kongreß junger Gewerkschafter sich von dem fast penetranten Konformismus routinemäßiger Tagungen unterscheiden werde. „Dieser Kongreß“, so rief Werner Vitt unter dem Beifall seiner jungen Zuhörer aus, „wird den Standort der arbeitenden Jugend aufzeigen, ohne vor einer Kritik an den bestehenden gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen zurückzuschrecken“.

Er schreckte nicht zurück, das sei vorweggenommen. Denn die Kritik, so Werner Vitt, wird von der Gewerkschaftsjugend als wesentliches Element einer lebendigen Demokratie empfunden. „Die Gewerkschaftsjugend ist nicht willens zu dulden, daß der westdeutschen Jugend heute das gleiche Schicksal widerfährt wie vielen jungen Generationen vor uns. Selbst wenn uns die Mächtigen der Öffentlichkeit diskreditieren und politisch disqualifizieren sollten, so haben wir dennoch den Mut, zur Bewahrung der Demokratie in aller Offenheit jene Fragen zu diskutieren, die unmittelbar das

Erich Kuby spricht



Leben und den gewerkschaftlichen Standort der jugendlichen Arbeitnehmer berühren. Eine Demokratie darf nicht indifferent werden, sie muß kämpferisch sein.“ Die Gewerkschaftsjugend der IG Chemie, Papier, Keramik, so erklärte Werner Vitt abschließend, werde sich nicht konformistisch mit der vorherrschenden von oben verordneten politischen Meinung abfinden.

Zu einem der Höhepunkte des Kongresses gestaltete sich das Referat des bekannten Publizisten Erich Kuby „Jugend – Spiegelbild der Gesellschaft?“

Kuby nannte zunächst den Slogan „Bonn ist nicht Weimar“ irreführend. Der Optimismus, unsere demokratische Freiheit sei nicht bedroht, sei durch nichts gerechtfertigt. In Wirklichkeit sei unsere demokratische Freiheit auf doppelte Weise bedroht. Einmal, so meinte Erich Kuby, durch die Gefahr einer Wirtschaftskrise, die zugleich mit dem Wohlstand die gesamte Ordnung in Frage stellen würde. Zum zweiten aber befänden wir uns in einer Welt der Apparate, die von wirtschaftlichen und politischen Managern gesteuert würde.

Es gebe keinerlei praktische Erfahrungen darüber, daß das kapitalistische System krisenfreie Verhältnisse auf praktisch unbeschränkte Zeit garantieren könne. Breche aber eine Krise aus, dann sei es mit der Ordnung der sogenannten Wohlstandsgesellschaft zu Ende.

Jedoch auch ohne Krise könne es, so meinte Erich Kuby, zu einer Aufrollung der demokratischen Ordnung von innen kommen. Als Beispiel nannte Kuby den ehemaligen Verteidigungsminister Franz-Joseph Strauß, der nur über seine eigenen Füße gestolpert sei. Sonst hätte ihn seine Karriere konsequenterweise an die Spitze des Staates geführt.

Kuby wandte sich weiter dagegen, daß die soziale Marktwirtschaft die klassenlose Gesellschaft praktisch verwirklicht habe. Das sei eine falsche Behauptung. Die soziale Marktwirtschaft habe dazu geführt, daß sich die Verfügungsgewalt über Kapital und Produktionsmittel in den Händen von höchstens 200 Personen befinde. Dazu habe u. a. eine Steuerpolitik geführt, die als ein Transportband des Geldes nur nach oben funktionierte. Die Frage sei nun, was geschehe, wenn das Sozialprodukt nicht weiter wachse als bisher, dafür aber die Staatsausgaben. Wer solle dann diese Staatsausgaben tragen: die oben oder die unten?

Die Demokratie, so Kuby weiter, sei eine Fassade, hinter der sich ganz andere Dinge abspielten. Er erinnerte an die „Spiegel-Affäre“ sowie an die Vorgänge um den Sozialistischen Studentenbund (SDS), die ein Beispiel dafür böten, wie unbequeme Mahner zur Raison gebracht würden.

Die wirklichen Entscheidungen im Staat würden nicht vom Parlament, sondern von den



Diskussion in der Pause

wirtschaftlichen und technischen Technokraten getroffen.

Abschließend forderte Kuby eine allgemeine Repolitisierung des gesamten Volkes. Der demokratische Spielraum müsse nach links erweitert werden, die gewerkschaftliche Macht dazu benutzt, die ihr nahestehende Partei durch innere Opposition vor einer totalen Verkrustung zu bewahren. Aufgabe der Gewerkschaftsjugend aber sei es, einen politischen Kampf um eine soziale Demokratie zu führen, in der neue Institutionen des Ausgleiches, und zwar im Interesse des Gemeinwohls geschaffen werden müßten.

Naturgemäß lösten die Ausführungen Erich Kubys eine eingehende und gründliche Diskussion aus, wobei der Publizist und seine Thesen nicht immer nur ungeteilte Zustimmung fanden. Besonders scharfe Kritik fand seine Gleichsetzung von Managern und Funktionären. Hervorgehoben wurde jedoch, daß es wichtig und notwendig sei, die innere Demokratie der Gewerkschaften zu erhalten und auch Nonkonformisten in den eigenen Reihen zu dulden.

Daß diese Meinung ernst genommen wird, zeigte der Kongreß selbst, seine Referate, seine Diskussionen und die von ihm gefaßten Entschlüsse und Beschlüsse. Vor allem wurde deutlich, wie der Jugendsekretär der IG Chemie, Papier, Keramik, Hinrich Oetjen, in seinem Referat u. a. ausführte, daß die Gewerkschaftsjugend sich das Recht, zu politischen Fragen Stellung zu nehmen, von niemand beschneiden läßt.

Und das Recht wurde wahrgenommen. Viele der angenommenen Entschlüsse beweisen das eindringlich: Kontakte mit der Jugend Polens, um endlich zu einer besseren Verständigung mit unserem Nachbarn zu kommen, Gedenkfahrten zum Konzentrationslager Auschwitz, offizielle Teilnahme der Gewerkschaften an den Ostermärschen der Atomwaffengegner, Kritik an undemokratischen Erscheinungen und vieles andere mehr.

Daß dabei die sogenannten eigentlichen gewerkschaftlichen Probleme nicht zu kurz kamen, zeigt ein Blick auf die fast 80 angenommenen Entschlüsse und Anträge, die von einer Verbesserung der Stellung der Jugendvertreter im Betrieb bis zu einer besseren Schul- und Berufsschulbildung reichen.

Es waren arbeitsreiche Tage in Stuttgart, vor allem aber Tage, die noch einmal mehr deutlich machten, daß die Gewerkschaftsjugend ihren Standort bezogen hat, daß sie nicht im Apparatismus erstarrt ist, sondern sich offen und mutig mit den Problemen unserer Zeit auseinandersetzt.

Die einsame Stimme



Der Hund

Erzählung von Slawomir Mrozek

Gerade als ich mir das zweite Bier bestellte, erblickten wir diesen Hund. Der Hitze wegen stand die Tür offen, und von der dunklen Kneipe aus sah man, was sich auf dem Marktplatz abspielte wie auf einer Bühne. „Ich möchte bloß wissen, wem der Hund gehört“, sagte der Lagerverwalter. Aber es war klar, daß ihm nichts an einer Antwort lag. Er redete nur so; man stand an der Theke. Das Schankfräulein beugte sich über die Theke, um zu sehen, von wem die Rede war. „Kenn' ich nicht“, sagte sie. „Ich möchte bloß wissen, was für eine Rasse das ist“, begann der Lagerverwalter gleichgültig von neuem. Wahrscheinlich hatte er auch bei diesen Worten keinen Hintergedanken. Trotzdem schauten wir noch einmal auf den Marktplatz hinaus. „Genau läßt sich das bei dem nicht sagen. Irgendwie sieht er einem Wolfshund ähnlich“, meinte ich. Der Hund strich langsam über den Platz. Der Buchhalter setzte seine Brille auf und ging zur Tür. Er nahm die Brille ab, reinigte sie und setzte sie wieder auf. „Na und?“ fragten wir. Die ganze Angelegenheit interessierte uns noch immer nicht sehr. „Ein Polizeihund“, sagte er kurz. Jetzt wurde es still. „Vielleicht ist es doch keiner“, sagte jemand im Ton schüchternen Hoffnungs. „Noch eine Runde?“ fragte das Schankfräulein, während es die leeren Bierseidel einsammelte. „Was denken Sie?“ sagte der Referent empört. „Ich wollte nur für einen Augenblick hereinsehen. Drüben warten Leute auf mich. Zahlen bitte!“ „Richtig!“ sagte streng der Kanzleirat. „Der Alkohol ist der Feind gediegener Arbeit. Ganz besonders während der Dienststunden. Gehen wir!“ Das Büro lag auf der anderen Seite des Marktplatzes. „Vielleicht gehen wir besser einzeln?“ schlug der Lagerverwalter vor. „Er schaut nicht herüber“, flüsterte der Referent. „Tatsächlich! Diese schlaue Bestie!“ sagte der Buchhalter. Der Hund lag in der Nähe des Brunnens und kehrte uns sein Hinterteil zu. Gerade das bestätigte unseren Verdacht. Im Büro machten wir uns wacker an die Arbeit. Eine Zeitlang war nur das Klappern der Schreibmaschinen und das dumpfe Aufschlagen der Stempel zu hören. Gegen ein Uhr wurde ich in das Zimmer des Präsidenten gerufen. Der Präsident stand am Fenster. „Hört einmal, Ihr seid doch ein Mann von Welt“, fing er an. „Bekanntlich gibt es auf der Welt verschiedene Wunder der Natur, Wasserfälle, mancherlei Arten von Fledermäusen . . . Aber man braucht gar nicht so weit zu gehen. Nehmen wir einmal die Hunde. Die sollen sehr klug sein, nicht wahr?“ „Sehr“, pflichtete ich bei. „Nun, das ist ja klar. Aber ein Hund ist trotzdem nur ein Hund. Herumrennen und apportieren, schön und gut! Aber eine höhere Bildung ist ihm nicht zugänglich. Von Buchführung z. B. versteht er doch nichts? Hunde können doch nicht rechnen, oder? Einem Hasen nachlaufen oder, sagen wir, einen Dieb erwischen, bitte sehr. Aber Bilanzen und Aufstellungen, das sind doch für einen Hund böhmische Dörfer?“ „Natürlich“, sagte ich. „Allerdings . . .“ „Was allerdings?“ „Ich denke gerade daran, daß ich einmal im Zirkus verschiedene Tiere gesehen habe. Denen wurden Tafeln mit Zahlen oder so etwas gegeben; jedenfalls konnten sie fehlerfrei multiplizieren, addieren und dividieren.“ „Verschiedene Tiere, sagten Sie. Das kann schon sein, aber war da auch ein Hund dabei?“ „So genau kann ich mich nicht mehr erinnern. Es ist lange her; Herr Präsident wissen ja selbst, welch stürmische Zeiten wir seitdem erlebt haben. Der Odem der Geschichte . . .“

„Nun denken Sie doch einmal genauer nach! War einer dabei oder nicht?“ fragte er ungeduldig. „Ich glaube, ja.“ „Vielen Dank“, sagte er und ließ mich gehen. An diesem Tag verließen wir das Büro erst pünktlich um drei Uhr, so daß ich zum Mittagessen beinahe eine Stunde zu spät kam. Um fünf Uhr erfuhr ich, der Hund treibe sich am Lagerhaus herum. Ich beschloß, ins Bett zu gehen. Vor dem Abendessen kam der Buchhalter. Er war blaß und ganz außer Atem. Ohne ein Wort zu sagen, setzte er sich zu mir ans Bett. „Dieses Schwein!“ sagte er endlich. „Was? Ein Schwein haben sie auch noch geschickt?“ rief ich und stützte mich auf die Ellenbogen. „Nein! Die Alte von der Personalabteilung! Man hat beobachtet, wie sie ihm auf dem Hof Würstchen gab. Mit Meerrettich.“ Ich fiel auf die Kissen zurück. Mir kam ein Gedanke. „Und was tat er?“ fragte ich. Der Kollege wandte seinen stumpfen Blick von der Wand und starrte mich verständnislos an. „Was?“ „Fraß er die Wurst oder fraß er sie nicht?“ „Er fraß sie.“ „Ich muß aufstehen“, erklärte ich und schlüpfte rasch in die Hose. „Ich gehe auch“, sagte er und sprang auf. Aber vor dem Fleischwarengeschäft stand eine lange Schlange. Als wir an die Reihe kamen,

waren die Wurst und sogar die Knochen ausgegangen. „Ich kann wirklich nicht, es tut mir leid.“ Der Geschäftsführer breitete bedauernd die Arme aus, als wir versuchten, mit ihm ins Gespräch zu kommen. „Versteht doch, ich mußte mir für alle Fälle schließlich auch ein Stück auf die Seite tun.“ Den Hund sah man bald hier, bald da. Gleichsam absichtslos lief er über den Marktplatz oder streunte die Zäune entlang. Am schlimmsten war, daß er alles beschnüffelte. Die schwächeren Charaktere begannen bereits zusammenzuberechnen. Mancherlei kam heraus. Alle hörten, wie die Sekretärin des Präsidenten ihm schöntat: „Oioioi, was für ein liebes Hundchen, was für ein schönes Hundchen, ei dududu!“ Es war ekelhaft. Dann verschwand er für eine gute halbe Stunde. Da wurde es ganz unerträglich. Es dämmerte bereits, als auf der Straße Pferdegetrappel ertönte. Wir hatten uns alle bei mir versammelt, saßen schweigend im Dunkeln und rauchten. Ich schob den Vorhang vorsichtig beiseite. In einer Wolke von Staub gruben am Vorbau zwei kräftige Zugpferde ihre Hufe in den Staub. Vom Bock sprang der stellvertretende Vorsitzende der Genossenschaft „Wald und Unterholz“. „Geht es nicht leiser?“ fragte ich ärgerlich, als ich ihm die Tür öffnete. „Willst du uns alle unglücklich machen?“ Er zitterte am ganzen Leib. Gerade hatte er den

Illustration: Joachim Braatz

Taglohn ausgezahlt, als ein wenig atemlos dieser Hund ins Kontor kam und ihn beroch. „Weiter nichts?“ fragten wir verächtlich und erleichtert. „Das ist noch nicht alles“, sagte er stockend. „Der Hund drehte mir sein Hinterteil zu . . .“ „Das hat nichts zu besagen“, erklärte der Lagerverwalter. „ . . . und pißte mich an.“ Schweigend erhoben wir uns von unseren Plätzen. „Gehen wir zum Pfarrer“, sagte schließlich der Buchhalter. „Wir kommen mit einer großen Bitte“, begann der Buchhalter und drehte dabei seine Mütze in den Händen. „Hochwürden wissen ja, was los ist!“ „Das ist die Strafe für eure Sünden“, sagte der Pfarrer trocken. „Aber die Barmherzigkeit ist doch die Grundlage des Christentums“, fuhr der Buchhalter fort. „Der Herr selbst hat Magdalene verziehen, als er sagte, geh hin und sündige nicht mehr! Deshalb dachten wir, daß Hochwürden . . .“ „Was wollt ihr?“ „Er ist doch so eine Art Wolfshund, und Hochwürden haben doch auch einen Wolfshund, einen sehr schönen sogar. Deshalb dachten wir, daß Ihr Wolfshund mit dem da reden könnte. Hochwürden verstehen, die sind von derselben Rasse, Kollegen sozusagen, obwohl sie natürlich in ihren Ansichten nicht übereinstimmen . . .“ „Ausgeschlossen“, unterbrach der Pfarrer.



Der Vier-Groschen- Weg

Vor einundzwanzig Jahren

Mondo Cane

**Wenn schon die Vögel
im Erdreich nisten,
die Eier der Schildkröten,
unfruchtbar geworden,
in der Sonnenglut unbarmherzig
zerbrechen
und die Fische,
im Gewässer verseucht,
dem Lande entgegenschwimmen,
wo sie endlich der Tod
und auch das Verderben
erwartet . . .**

**wenn solches geschieht
heute
im Zeitalter
des Fortschritts der Welt
und keiner hilft –
— — —
Unsagbar
das Leid –**

**Tatsache ist,
welchen Grund man auch
immer erwähnt:
Mensch sein bedeutet wieder
Mörder sein,
tierisch
im Gegensatz
zum
menschlichen Tier –**

**Schweigen wir darum
über den Fortschritt der Welt . . .**

Helmut Wiele

Atom

**Als ich die Schwalben
lachen hörte,
stand schon die Sonne
südlich geneigt.**

**Als mir der Wind
seine Klagen zuschrie,
wurde der Mond
gelber denn je.**

**Kein Mensch auch wußte,
daß die Wolke am Himmel
keine Wolke mehr war –**

**Nur der Wind
und die Schwalben
und der Mond
und die Sonne
und die Erde begriffen,
was der Menschheit geschah.**

**Als ich die Schwalben
weinen hörte,
klagte der Wind
seinen letzten Fluch . . .**

Helmut Wiele

Helmut Wiele ist ein junger Kollege der Postgewerkschaft. Er hat viele Jahre als Hütejunge in der Lüneburger Heide gelebt. Er hat bereits drei Gedichtbände veröffentlicht. Auch in der Vier-Groschen-Reihe (siehe Artikel auf dieser Seite) ist er mit einer Auswahl seiner Gedichte vertreten.

Kennen Sie Bernhard Doerdelmann, D. M. Frank, Karl Seemann? Erinnern Sie sich an Gedichte von Georg von der Vring, Werner Schumann, C. F. W. Behl? Wußten Sie, daß Jürgen Eggebrecht, ehemals Leiter des Kultur-ellen Worts beim Norddeutschen Rundfunk, eine geheimnisvolle, stille Lyrik schreibt?

Ja, der Wald der deutschsprachigen Lyrik lebt, und er ist höher denn je. Er ist auch weiter, als manche glauben mögen. Hans Margolius schreibt in den USA, Frank Zwillinger in Frankreich, und auch in der DDR gibt es Gedichte, und nicht nur rote Oden, wie Helmut Bartuschek beweist.

Und unwegsam ist dieser Wald. Zwar gibt es breite, asphaltierte Straßen, von Verlegern gebaut, die an den Sehenswürdigkeiten vorbeiführen. Doch da zahlt man ein teures Wegegeld für die Leinen- und Lederrücken der ausgestellten Musensöhne. Auch gibt es Pfade, geschlagen von jungen Amateurverlegern, doch diese führen an vielen Merkwürdigkeiten vorbei, und wer nicht aufachtet, wird von unkundigen Pfadschlagern in die Irre geleitet.

Dann gibt es noch Verlage, die sich auf eine Art Pilzesammeln verlegt haben. Sie bringen – je öfter, je lieber – eine sogenannte Anthologie heraus, ein Körbchen voll ausgesuchter Pilze, ausgesucht nach dem persönlichen Geschmack und der Pilzekunde des Sammlers.

Dies ließ einen Mann in Dülmen in Westfalen nach einem neuen Weg sinnen. Der Mann nennt sich Peter Coryllis, ist selbst Dichter in der Nacht – tagsüber ist er unter bürgerlichem Namen Steuerberater. Er ist auch kein junger Dachs im Gedichte-Wald; 1909 in Hainichen/Sachsen geboren, schreibt er seit frühester Jugend, kennt er die Großen dem Namen nach alle, die meisten sogar aus persönlicher Freundschaft.

In seinem Haus in der Peppermühl begrüßt er viele Lyriker, junge und alte; lobt die guten, tadelt die schlechten. Und weil ihm Freundschaft eines der wichtigsten Güter scheint, gründete er den „Kreis der Freunde“.

Der „Kreis der Freunde“ ist noch weniger eine geschlossene Gruppe als etwa die Gruppe 47, die sich als Leuchtturm mitten in den Literaturwald gestellt hat. Dem „Kreis der Freunde“ gehört jeder Lyriker an, der seine Gedichte nach Dülmen schickt. In den „Kreis der Freunde“ stellt sich auch jeder, der die „Vier-Groschen-Bogen“ des Peter Coryllis bezieht. Und diese „Vier-Groschen-Bogen“ sind der neue Weg, auf dem man die Stimmen der neuen und alten Lyriker hören kann. Jeden Monat erscheint ein solches Heftchen in hübschem, farbigem Pappband. Auf acht Seiten sind die Gedichte eines Lyrikers im Buchdruck vorgestellt. Auf diesem Wege könnte man auch alle eingangs genannten Dichter kennenlernen.

Das Bemerkenswerte an dieser Lyrik-Reihe ist erstens der Preis. Peter Coryllis verteilt seine „Vier-Groschen-Bogen“ zum Selbstkostenpreis, eben für vier Groschen. Bemerkenswert ist auch die Sicherheit des Geschmacks in der Zusammenstellung der Gedichte. Dabei sind die „Vier-Groschen-Bogen“ völlig unprogramatisch, verfolgen keine anderen Ziele als einige ausgesuchte Blätter zu sein aus dem deutschen Gedichte-Wald. Und genau das macht sie zu dem sicheren Weg, diesen Wald mit seinem ganzen Vogelgezwitscher und Bärengebrumme kennenzulernen.

karlhans frank

Am 10. Juni 1942 überfiel die SS das Bergarbeiterdorf Lidice in der Tschechoslowakei zur Vergeltung für das Attentat freiheitsliebender Menschen auf den „Stellvertretenden Reichsprotektor in Böhmen und Mähren“ Heydrich, der als Chef der Gestapo engster Mitarbeiter Himmlers war und skrupellos den Nazis nicht genehme Personen und Gruppen ausrottete. Die Männer des Dorfes Lidice wurden erschossen, die Frauen in Konzentrationslager gebracht und die Kinder deutschen Familien übergeben. Das nachstehende Gedicht erinnert an das damalige grausame Geschehen; wir entnahmen es dem neuen Gedichtband des in Wanne-Eickel lebenden Schriftstellers Hugo Ernst Käufer „Und mittendrin ein Zeichen“ (Emsdetten: Lechte Verlag, 1963. 64 S., DM 3,80).

Die Blumen von Lidice

Für Ernst Schnabel

**Seit dieser Stunde
blühen die Blumen
traurig in Lidice –
Seit dieser Stunde,
als der Terror
mit dem Juniwind
durchs Dorf strich,
an den Fensterläden rüttelte,
die Männer aus den Betten
an die Friedhofsmauer,
in die Salven
der Häcker trieb,
die Kinder aus den Armen
der Mütter riß,
die Häuser in Brand steckte,
die Gräber schändete –
Vierhundert Menschen,
der Würde, der Freiheit beraubt,
Greise darunter, Jünglinge,
schwängere Frauen,
unschuldige Kinder,
den Tod vor Augen,
im Nacken den Mord,
die Finger
in das Leichtuch
der Nacht
gekrallt –
Seit dieser Stunde
blühen die Blumen
traurig in Lidice.
Ihr Blühen, versengt
von der Qual,
die der Mensch
dem Menschen getan,
dient nur noch
als Grabschmuck.**

Hugo Ernst Käufer

„Mit Politik will ich nichts zu tun haben.“
Er ließ sich nicht erweichen. Wir gingen also zurück und warteten noch eine oder zwei Stunden. Überall war es still. Von dem Hund fehlte jede Spur. Ganz allmählich beruhigten sich unsere strapazierten Nerven.

„Vielleicht war er nicht dienstlich hier“, sagte der Kanzleirat unsicher, „oder nur auf der Durchreise.“

„Ach was!“ rief der Lagerverwalter. „Nach einem solchen Tag steht uns ein Bierchen zu.“ Wir waren durchaus der gleichen Meinung. Die freundliche Theke, die gemütliche Wärme und der vertraute Duft empfingen uns mit mütterlicher Herzlichkeit. Als hätten sich uns liebe Hände auf die heißen Stirnen gelegt, verschwanden plötzlich Unruhe und Sorgen. Lärmend und mit Scherzworten um uns werfend, nahmen wir Platz. Endlich waren wir wieder bei uns zu Hause.

„Einen Liter Wodka“, rief der Referent. Gerade in diesem Augenblick öffnete sich die nur angelehnte Tür und herein kam jener Hund. „... Trali, trali, trala, tralalalala“, jodelte plötzlich der Referent. Er sang die fröhliche, unschuldige Melodie aus dem Film „Schneewittchen“. Dann wurde es still.

„Für mich eine Limonade, aber eine solche ohne Zucker“, rief der Buchhalter in das Schweigen.

Wie auf Verabredung begannen wir laut und ungezwungen zu reden. Dabei beobachteten wir den Hund aus den Augenwinkeln heraus. Er stand in der Nähe der Theke und wedelte aufgeräumt mit dem Schwanz.

„Hunden ist der Zutritt verboten“, steht ganz deutlich an der Tür. Aber hast du gemerkt, daß er so tut, als ginge ihn das gar nichts an“, flüsterte mir der Lagerverwalter mit einem Zwinkern zu.

Ich stieß ihn heimlich unter dem Tisch, denn der Hund kam näher. Dann setzte er sich in unsere Nähe und sah uns durchdringend an.

„Eine ausgezeichnete Ernte werden wir in diesem Jahr haben“, sagte der Lagerverwalter laut.

„Aber diese Überschwemmung“, wandte ich pro forma ein.

„Ach was, Überschwemmung, das ist doch zum Lachen! Hier und da ist es ein bißchen feucht geworden, aber das sind Kinkerlitzchen.“

Der Hund ließ die Zunge heraushängen und japste so lustig, als ob er lachte.

„Der Kerl tritt auf mich zu“, sagte am Nebentisch der Kanzleirat mit seinem tiefen Baß, „und will mir Geld in die Hand drücken, um mich zu bestechen. Ich darauf: ‚Schmiergelder bietest du mir an, mir!‘ Und klatsch, hat er eins in der Fresse. Ich weiß, es ist verboten, Antragsteller zu hauen, aber wenn mich jemand bestechen will, dann kann ich mich einfach nicht beherrschen. Ist doch eine Schweinerei!“

„Ja, die Tiere sind viel edler“, pflichtete der Buchhalter bei. „Vor kurzem noch las ich in der Zeitung, wie ein Hund ein Kind vom sicheren Tode gerettet hat. Mit ungeheurer Geschwindigkeit fuhr auf demselben Gleis zwei Züge aufeinander zu, und genau in der Mitte spielte ein Kind. Er hat es buchstäblich im letzten Augenblick weggerissen.“

Plötzlich pfiß jemand laut auf dem Markt. Der Hund sprang auf und lief weg. Bleich erhoben wir uns und schauten aus dem Fenster auf den Marktplatz.

Im Lichte des Vollmonds konnten wir sie deutlich sehen; gerade entfernten sie sich, ein alter Mann mit einer dunklen Brille und einem weißen Stock. Neben ihm ging der Hund.

„Das ist der Hund dieses Blinden“, sagte der Buchhalter finster. „Morgen, wenn wir ins Büro gehen, hauen wir ihn windelweich.“

Polen in Breslau — Deutsche in Polen

Das geschah in Köln — viele von uns haben es über die Tagesschau miterlebt: Menschen schrien im Sprechchor, Männer mit wutverzerrten Gesichtern und erhobenen Fäusten stürzten sich auf einen einzelnen, auf Jürgen Neven-du Mont, den Chefreporter des NDR-Fernsehens und Autor der Sendung „Polen in Breslau“. Wäre die Polizei nicht gewesen, sie hätten ihn niedergeschlagen, zertrampelt. Wir erfuhren dann, daß vor diesem „Zwischenfall“ einer Rede gehalten hatte, ein Minister a. D. namens Erich Schellhaus, der Mann, der seit Jahren bemüht ist, die „Verzichtspolitik“ genauso zu diffamieren, wie das in der Weimarer Republik mit den „Erfüllungspolitikern“, mit Erzberger, Ebert, Rathenau, geschah. Und wir hörten auch, daß, während dies alles passierte, auf der Ehrentribüne der deutsche Bundeskanzler saß und neben ihm der Kanzlerkandidat der Opposition, der Regierende Bürgermeister von Berlin. Leider ist uns nicht gemeldet worden, diese beiden Ehrengäste hätten zum Zeichen des Protestes gegen den Terror vor ihren Augen die Tribüne verlassen. Und auch davon haben wir nichts gehört, daß einer von ihnen den Schlesiern gesagt hätte, was in diesem Augenblick hätte gesagt werden müssen: daß ihre Empörung sich gegen den Falschen richte, daß nicht der Berichterstatter schuld daran ist, daß nicht mehr sie, sondern die Polen in Breslau sind.

Jeder von uns weiß, daß Breslau eine deutsche Stadt ist und daß es ein Unrecht war, die Deutschen daraus und aus Schlesien zu vertreiben. Aber wer ist denn schuld daran, daß damals, als das geschah, niemand gegen dieses Unrecht Einspruch zu erheben vermochte, niemand, auch die Mächte nicht, die heute mit uns verbündet sind? Wer ist schuld daran, daß uns damals die Welt jede Legitimation absprach, im Namen des Rechts gegen das Unrecht zu protestieren? Seien wir doch einmal ehrlich: Wie wirkt es denn auf uns, wenn ein überführter Massenmörder sich dann, wenn er überwältigt und wehrlos ist, auf das Recht beruft? So aber standen wir damals vor der Welt, als überführte Massenmörder, als zynische Gewalttäter, die Menschen anderen Volkstums nicht nur das Recht auf Heimat, sondern das elementarste Recht, das Recht aufs Dasein verweigerten. Bevor die Polen nach Breslau kamen, waren die Deutschen in Polen. Die Polen haben es mitansehen müssen, wie ihre Pfarrer, ihre Lehrer, ihre Ärzte und Anwälte, bloß weil sie zur Intelligenz gehörten, aus den Häusern geholt, verschleppt und erschossen wurden; sie haben es hinnehmen müssen, daß Deutsche in ihre Wohnungen eindringen, die Marienbilder von den Wänden rissen und mit den Füßen zertraten, daß sie auf den Wegen die Christuskreuze absägten und zerschlugen. Sie haben die kilometerlangen Marschkolonnen der Juden gesehen, die zu den Massengräbern geführt wurden, und sie haben tage- und wochenlang die Schüsse der Exekutionskommandos gehört. Können wir es diesem Volk verargen, daß nach allem, was es von Deutschen erlitten hatte, ihm das Recht von Deutschen nicht viel bedeutete, als die Dinge sich gewendet hatten?

„Vom Unglück ab zieh erst die Schuld!“ heißt ein altes weises Wort. Wir sollten es nicht vergessen. Und nur, wer sich ohne Schuld weiß, hat das Recht, sich zu empören. Aber dann soll er sich gegen die Richtigen, gegen die wahrhaft Schuldigen wenden. Wir haben nie gehört, daß Herr Erich Schellhaus die Hitler und Himmler, die Heydrich und Koch, die Forster und Greiser als die Verantwortlichen für das Unglück der Vertriebenen angeklagt hat. Und wir haben auch nie etwas davon vernommen, daß er die Vertriebenen aufgefordert hätte, das ihrige zu tun, damit die Schergen jener, die willfährigen Massenmörder vom Schlage Heusers, der Gerechtigkeit überliefert werden. Wenn es aber irgendwen gibt, der den Zorn und die Erbitterung der Ostpreußen, der

Pommern, der Schlesier verdient hat, dann sind es die Mörder und Mordgehilfen, die den deutschen Namen geschändet und es dahin gebracht haben, daß die Welt uns nach dem Kriege als ein Volk von rechtsunwürdigen Rechtsverächtern sah.

Das hätte denen, die sich in Köln gegen den Falschen erbosten, gesagt werden müssen. Freilich, dazu hätte Mut gehört und das hätte das Risiko eingeschlossen, Stimmen zu verlieren. Und darum ist es nicht gesagt worden. Statt dessen hat Wenzel Jaksch, SPD-Bundestagsabgeordneter und Sprecher der Su-

defendenden, zu den Tumulten in Köln den Kommentar gegeben, „ein bißchen gesamtdeutscher Patriotismus kann nur begrüßt werden“. Herr Jaksch könnte sich täuschen. Wenige Tage nach den Geschehnissen in Köln debattierte in Paris die Nationalversammlung den deutsch-französischen Vertrag. Dabei sagte der Berichterstatter des Außenpolitischen Ausschusses: „Aber das französische Volk wird in Zukunft die Unterschrift seiner Beauftragten von 1963 nur mit einem Deutschland respektieren können, das selbst sicher genug ist, um niemals die Gewalt oder die

Intrige in den Dienst des Heimwehs zu stellen.“ Man weiß nicht, ob Wenzel Jaksch die Warnung zu begreifen vermag, die in diesem Satz liegt. Aber man weiß, daß es in der Sozialdemokratie Leute gibt, die das vermögen. Sie sollten ihrem Kollegen Jaksch klarmachen, daß das, was in Köln geschah, mit Patriotismus gar nichts, mit der Schädigung des deutschen Ansehens aber sehr viel zu tun hatte.

H-n



Gespräche mit jungen Schlesiern

Endlich verklingt der Donner — der Trommel — der Aufmarsch der Schlesierjugend auf dem Messegelände in Köln ist beendet. Zwischen vielen bunten Trachten, Trommeln und Fanfaren, Grauhemden und Fahnen und die Rune der „Deutschen Jugend des Ostens“ auf den Wimpeln. „Fanfaren wurden nicht nur zur Nazizeit geblasen, sondern schon zur Zeit der Landsknechte. Den Jungen macht es einfach Spaß. Es ist traurig, wenn sie in irgendeiner Weise diffamiert werden“, erklärt dazu entwandend naiv und mit leiser Schärfe in der Stimme eine Jugendführerin. Ein DJO-Führer deutet mir den Runenpfeil als altes Zeichen, „daß sich die europäischen Völker nach Osten ausbreiten sollen!“ Manche Naivität ist sträflich! (Derselbe DJO-Führer — er erklärte mir mit missionarischem Eifer, daß „die Polen eines Tages einsehen werden, daß sie ein gestohlenen Land wiedergeben müssen, daß es wieder deutsch werden muß“ — trägt übrigens einen urpolnischen Namen.)

Ein Junge, nach der Bedeutung des Runenzeichens auf seinem Arm gefragt, weiß mir nicht mehr zu sagen, als daß der Pfeil eben nach Osten zeigen soll. „Haben Sie Kontakte nach drüben?“ „Ich glaub, moi Mutter“, brummt er ein bißchen unwillig im reinsten Schwäbisch. Ein anderer Teilnehmer ruft seinen Kameraden beim Jugendwettbewerb erregt zu: „Ich glaub, die Hessen gewinnen!“ „Die Hessen“ — das sind auch eine Gruppe „schlesischer Jugend“, „die Hessen“.

Der Bundesgruppenführer der schlesischen Jugend hängt mit „allen Fasern seines Herzens“ an der verlorenen Heimat, die er erlebte, sein Sohn aber gehört nicht — „zum Leidwesen seines Vaters“ — zur schlesischen Jugend und bekennt freimütig, daß er gefühlsmäßig etwa in der Weise an Oberhausen gebunden sei wie sein Vater an Schlesien. „Aber wir müssen unterscheiden zwischen der politischen und rechtlichen Frage einerseits und der emotionalen Frage andererseits. Mit Emotionen kann man nicht argumentieren.“ Strikt wendet er sich gegen irgendwelche Versuche oder Argumentationen, Unrecht durch Unrecht ausgleichen zu wollen; doch sieht er seine und unsere deutsche Aufgabe darin, auf Recht zu bestehen; und meine einfache Frage, was aus denen werden soll, die jetzt drüben wohnen, wertet er bereits als eine „bestimmte Einstellung“, und lebhafter werdend verteidigt er „das

Volkstum“, das beim Schlesiertreffen gepflegt werden soll. „Volkstum war immer etwas Positives, eine bindende Kraft, „...“ usw. Ich hatte das Volkstum nicht angegriffen; und wenn er wüßte, wie schwer es mir fällt, eine „bestimmte Einstellung“ zu realen Fragen zu finden, die das Vertriebenenproblem aufwirft, ebenso schwer wie scheinbar vielen der jungen Schlesier, die ich frage.

„Wollen Sie wieder rüber?“ „Natürlich wollen wir wieder rüber“, antworten etliche spontan, doch näher befragt nach realen Vorstellungen — unter welchen Bedingungen, in welcher Weise — senken sie etwas ratlos die Köpfe. Einer gesteht: „Wir hängen ein wenig mit dem Kopf in den Wolken und haben die Füße oft nicht auf dem Boden.“ „Ich, nein, ich persönlich will nicht rüber. Denn das ist Grenzland. Das geht da immer hin und her“, bekennt ein anderer. „Sie sind ein Spitzel, da antworte ich nicht weiter“, zieht sich sein Kamerad aus der Klemme, „aber rüber will ich auf jeden Fall!“ Der Junge ist 14 Jahre alt. Wer älter ist, antwortet meist behutsam und immer wieder mit der Betonung, daß kein neues Unrecht geschehen darf. „Nein, nein, das will ich nicht, das will ich auf keinen Fall!“ — Das scheint keine Floskel, für „Spitzel“ serviert, sondern Überzeugung. Trotzdem macht, der dies sagt, zur „Vorbedingung“, daß der Gemeinderat drüben deutsch sein müßte, wenn er rübergeht. Gegen „deutsch und polnisch gemischt“ hat er kopfwiegende Bedenken, „dann müßten es schon sehr gute Demokraten sein. Und mit der Demokratie ist's ja nicht mal hier bei uns sehr weit her.“ „Wir müssen mit den Polen zusammenleben“, erklären andere, „sie sind ja auch Europäer.“ Und mit ersterlicher Unverzagtigkeit spricht man vom vereinigten Europa. Daß die Polen, die jetzt dort wohnen, auch wieder in ihre Heimat zurück wollten, ist Argument und „Hoffnung“ der einen, daß das Land heute unterbesiedelt ist, ein Argument anderer, das dann „Erleichterung“ gewährt, „wenn die Möglichkeit einmal gegeben ist“. Würden die Schlesier diese Möglichkeit wirklich nutzen? Keiner, den ich fragte, besuchte bisher seine Heimat, obwohl das, wie sie alle bestätigten, „ohne weiteres“ möglich sei. „Ich scheute mich bisher vor dem Papierkrieg. Es ist ein endloser Papierkrieg“, sagt einer. Papier also bereits bildet eine abwehrfähige Mauer gegen den Besuch der geforderten Heimat: es scheint,

daß die Polen sich nicht ängstigen müßten vor einer allzu großen Völkerwanderung, wenn sie den Schlesiern ihr Heimatrecht gewährten. Niemand spricht von „Vergeltung“ oder dgl. — „Die Polen sind ja eigentlich gar nicht schuld, Stalin hat diese Regelung getroffen“, sagt einer; — alle fordern lediglich das verbrieft Recht auf Heimat und Selbstbestimmung, und „wir haben kein Recht, diese Rechte aufzugeben.“

Sie weisen auf Polen, das rund 150 Jahre von der Landkarte gelöscht war und dennoch bestand. „Haben wir da ein Recht, nach ein bis zwei Jahrzehnten unsere Heimat aufzugeben, wo Heimatrecht und Selbstbestimmungsrecht heute in der ganzen Welt propagiert werden?“ „Keinesfalls dürften Leute rüber — wenn es mal soweit ist —, die irgendwelche revanchistischen Gelüste und Vorstellungen hegen“, wird gefordert. Es werden von kleinen Gruppen u. a. polnische Tänze getanzt, einige Jugendgruppen hatten mit Erfolg Polenjugend aus Schlesien eingeladen. „Das ist die wichtige Aufgabe der Jugend, Verbindung zu schaffen!“, meint selbst der Leiter der „schlesischen Jugendkabarettisten“, die sich mit stolzem Unge-schick „Revisionisten“ nennen, der eben noch allen West-Ost-Handel verpönte und das deutsch-polnische Handelsabkommen und der die östlichen politischen Führer als „Skavendler“ bezeichnet, mit denen man „nicht verhandeln darf“. Aber „Kulturaustausch — ja, und warum sollen unsere Wissenschaftler nicht nach Görlich fahren? Persönlicher Kontakt, wo immer es nur möglich ist.“ Die Fanfarenzüge und die Runensymbolik sind vielleicht nicht nur psychologische Tolpat-schigkeiten und „Harmlosigkeiten!“ Aber diese Symbole sind nur ein kleiner Teil aus dem Gesamtbild des Schlesiertreffens, und man soll, man darf sich von ihnen nicht den Blick trüben lassen für das Anliegen vieler Schlesier, die lediglich ihr Selbstbestimmungsrecht fordern wollen. Und Menschenrechte müssen wohl — um der Menschlichkeit und um der Menschheit willen — verteidigt werden, wo immer sie verletzt wurden oder gefährdet sind! Was aber, wenn Recht und Recht sich überschneiden? Rechthaberei wäre da wahrhaftig ein schlechter Berater!

Andrea Schmidt

Ein Freund der Gewerkschaften

Vor dem Kongreß der IG Bau, Steine, Erden in der Berliner Kongreßhalle hielt der Präsident der Vereinigten Staaten, John F. Kennedy, am 26. Juni 1963 eine Ansprache, die folgenden Wortlaut hat:

„Ich bin bei Gewerkschaftsveranstaltungen kein Fremder, und darum fühle ich mich hier heute ganz heimisch. Ich danke für die Einladung, die mir durch George Meany überbracht wurde, hier mit Ihnen, Herr Rosenberg, Herr Leber, Ihrem geschätzten Herrn Bürgermeister, dem verehrten Herrn Bundeskanzler zusammenzukommen und die Gelegenheit zu haben, mit allen denen zu sprechen, deren Arbeit in diesen sehr schwierigen und gefährlichen Tagen so wichtig ist.

Hier im Hause ist unten ein Zitat von Benjamin Franklin angebracht, das lautet: ‚Gebe Gott, daß nicht nur die Liebe zur Freiheit, sondern auch ein tiefes Bewußtsein von den Rechten der Menschen alle Völker der Erde durchdringe, so daß ein Philosoph, wohin immer er seinen Fuß auch setzen möge, sagen kann: Dies ist mein Vaterland.‘

West-Berlin ist mein Vaterland.

Kein Mensch oder Land kann wirklich frei sein, wenn nicht alle Menschen und alle Länder frei sind. Es ist kein Zufall, daß während der letzten 40 Jahre das Hauptziel der kommunistischen Bewegung in der Vernichtung der freien Gewerkschaftsbewegung bestanden hat. Wenn erst einmal die freie Gewerkschaftsbewegung vernichtet ist oder wenn sie vor den Karren des Staates gespannt wird, wenn die Gewerkschaftsführer von den Staatsoberhäuptern eingesetzt werden, wenn solche Zusammenkünfte Formalitäten werden, die nur den Zwecken des Staates dienen, dann ist die Gewerkschaftsbewegung erledigt, und mit ihr die Demokratie. Aus diesem Grunde dient alles, was Sie in Ihrem Lande tun, um die Freiheit zu erhalten, nicht nur dem Wohle Ihres eigenen Volkes, sondern Sie lehren auch den Gewerkschaften in all den anderen Ländern, daß sie Verantwortung für die Bewahrung der Freiheit übernehmen müssen. Solange es das gibt, kann diese Welt mit Hoffnung in die Zukunft blicken.

Darum bin ich froh und stolz, heute hierher zu kommen. Alle großen Bemühungen der USA in den letzten 30 Jahren – zu Hause sowie in Übersee – wie Franklin Roosevelts New Deal, die Bemühung Präsident Trumans durch den Marshall-Plan, die NATO, und alles übrige, und ebenso die Bemühungen Präsident Eisenhower – alle diese großen Bemühungen um den wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt haben die starke Unterstützung der AFL/CIO und ihres Präsidenten Mr. George Meany erhalten, der in den Vereinigten Staaten und in der ganzen Welt aufrecht für die Freiheit eintritt.

Deshalb bitte ich Sie dringend, meine Herren, bei der Erfüllung Ihrer Pflichten gegenüber Ihren Gewerkschaftsmitgliedern zu bedenken, daß die Gewerkschaften nur in einer freien Welt existieren werden. Ich bitte Sie, genauso wie wir im Gewerkschaftsverband der AFL und CIO in den Vereinigten Staaten, denjenigen hilfreich zur Seite stehen, die sich bemühen, auch in Südamerika, Afrika und Asien freie Gewerkschaften aufzubauen. Nur so bleibt unsere freie Gesellschaft auf die Dauer frei.

Wenn in den letzten zehn Jahren ein Mythos zerstört worden ist, dann war es die Auffassung, daß Kommunismus und wirtschaftlicher Wohlstand Hand in Hand gehen. Ich glaube, unser Zeitalter hat gezeigt, daß nur die Freiheit den wirtschaftlichen Vormarsch fördert, daß ein System der Freiheit zugleich ein System des Fortschritts und ein System der Verantwortung innerhalb einer freien Gesellschaft ist und die beste Lebensform für die Menschen darstellt, bei der sie nicht nur am Tage, sondern auch des Nachts in Frieden leben und sich eines wachsenden Lebensstandards erfreuen können.

Darum wollen wir die Freiheit – nicht nur, damit wir unsere eigene Persönlichkeit entwickeln können, sondern damit unser ganzes Volk vorwärts kommt. Die Menschen in meinem Lande, die auf gleiche Arbeits- und Fortkommensmöglichkeiten Anspruch ha-



Präsident John F. Kennedy wird von Georg Leber (rechts) auf dem Kongreß der IG Bau begrüßt. Links: George Meany
Foto: Diederichs

ben, die wir ihnen jetzt erkämpfen wollen, wünschen nicht nur frei zu sein, sondern wollen auch ihren Kindern eine bessere Zukunft ermöglichen. Hier in Westeuropa und in den Vereinigten Staaten, wo die Gewerkschaftsbewegung eine so bedeutende Rolle spielt, hoffe ich, daß sie ein Beispiel für die Menschen geben wird, die im Süden unseres Landes leben, die auf des Messers Schneide im Begriff sind, sich entweder einer Art Totalitarismus zuzuwenden oder eine freie, fortschrittliche Gesellschaft zu entwickeln, in der dank der Gewerkschaften die Früchte des Fortschritts und die Ergebnisse der Produktion gleichmäßig und gerecht an die Bevölkerung verteilt werden können, und zwar nicht durch einen Führer, sondern durch das Volk selbst.

Ich halte die deutsche Gewerkschaftsbewegung und diesen Kongreß für sehr wichtig, und ich empfinde es als eine Ehre, hier zu sein. Berlin ist eine große Stadt. Sie hat in der Geschichte der letzten 18 Jahre eine bedeutende Rolle gespielt. Ich bin stolz darauf, daß ich zusammen mit General Clay hier weilen kann. Es sieht so aus, als ob Amerika weit entfernt ist, aber wenn ich heute abend abreise, dann verlasse ich zwar die Stadt, aber die Vereinigten Staaten bleiben hier.“

junges forum '63

Harry Pross (zweiter von links) im Gespräch während einer Pause

Das Fragezeichen hinter dem Thema der Podiumsdiskussion läßt erkennen, daß eine Provokation beabsichtigt war. Sie wurde aufgenommen. Von allen Diskussionen, die in Recklinghausen stattfanden, war dies eine der lebendigsten und aufschlußreichsten. Das war sicher zum nicht kleinen Teil das Verdienst der Diskutierer auf dem Podium. Drei Publizisten saßen da, alle drei vom Funk - Zeitungsleuten scheinen die Forum-Veranstalter nicht viel zuzutrauen -, außerdem sah man im Halbkreis einen Berufspädagogen, einen jungen Vertreter der politischen Wissenschaften, einen Unternehmer, ein Betriebsratsmitglied und zwei Bundestagsabgeordnete, von denen der eine die Unionsparteien, der andere die SPD vertrat. Die Gesprächsleitung hatte Rüdiger Proske, als Panorama-Redakteur Infragesteller und Provokierer von Berufs wegen. Wie gut er das bei denkbar größter Zurückhaltung machte, merkte man prompt, wenn er die Leitung einmal abgab.

Aber mindestens zur Hälfte ist das Gelingen dieses Gesprächs auch den jungen Gewerkschaftern und Gewerkschafterinnen, die unten im Saal saßen, zuzuschreiben. Die waren so wunderbar respektlos, so wach, so skeptisch, so reaktionsfreudig, wie man sich junge Mitglieder einer demokratischen Organisation nur wünschen kann. Hätten wir nur mehr von dieser Sorte junger Staatsbürger, um die Zukunft der Demokratie in Deutschland brauchte uns nicht bange zu sein.

Daß Skepsis nicht gleichbedeutend ist mit Ohne-mich-Haltung, daß kritische Wachheit nichts mit Nihilismus zu tun haben muß, zeigte sich am deutlichsten an dem Vormittag, als man über die Welt der Erziehung sprach. Nihilisten und Ohnemichler werden gerade von diesem Thema nicht zu fassen sein. Was könnte ihnen mehr zuwider sein, als über Schule, Lernen, Erziehung, Bildung zu sprechen? Nun, die jungen Gesprächsteilnehmer in Recklinghausen waren bei keinem Thema so dabei, so interessiert und engagiert wie bei diesem. Gewiß, sie haben sich kritisch über ihre Schule geäußert. Aber sie haben es nicht schnodderig und besserwisserisch getan, sie haben darüber geklagt, daß ihnen die Schule zuwenig für das Leben mitgab, daß ihre Bildungszeit zu kurz war, daß keine wirkliche Gleichheit der Chancen besteht. Und sie ließen keinen Zweifel, daß sie verstanden hatten, was allzu viele unserer Bildungspolitiker leider nicht verstehen, daß es heute nämlich vorrangig auf Bildung in der Breite, auf das Anheben des Bildungsniveaus der Gesamtheit und nicht mehr nur auf die Förderung weniger Begabter ankommt.

Auch wenn es nur eine Minderheit innerhalb der gewerkschaftlichen Jugend sein sollte, die dergestalt an der Bildungspolitik interessiert ist, so wird hier doch eine Chance für politische Aktivität sichtbar, die genutzt werden muß. Die Führung der Gewerkschaftsjugend wird Wege suchen müssen, die Zahl der Interessierten zu steigern, die Information zu verbessern, die Aktivität auf konkrete Ziele zu lenken. Wir brauchen in der Bildungspolitik die Stimme der Jugend. Wir brauchen sie einfach deswegen, weil das Tempo der Entwicklung sich so beschleunigt hat, daß die heute in der Verantwortung stehende Generation - die ja **gestern** erzogen wurde - die Notwendigkeiten des Morgen oft gar nicht mehr recht zu erkennen vermag. Wenn irgendwo die Frage „Diese Welt - unsere Welt?“ eine unmittelbare Bedeutung hat, dann in der Bildungspolitik, denn die kann ihrem Wesen nach immer nur auf das Morgen, auf die Zeit in zehn, in 20, in 30 Jahren gerichtet sein. Eben deshalb versagt unsere allzu kurzsichtig gewordene Politik, die sich maulwurfshaft durch das unmittelbar Anstehende durchwühlt, ja nirgends so eklatant, wie auf dem Gebiet des Bildungswesens.

Ob nicht in diesem Mangel an Perspektive, in dieser Geschäftigkeit, die nicht mehr auf- und weiterzublicken wagt, ein wesentlicher Grund



Autoren lesen für junge Menschen

Günter Grass liest

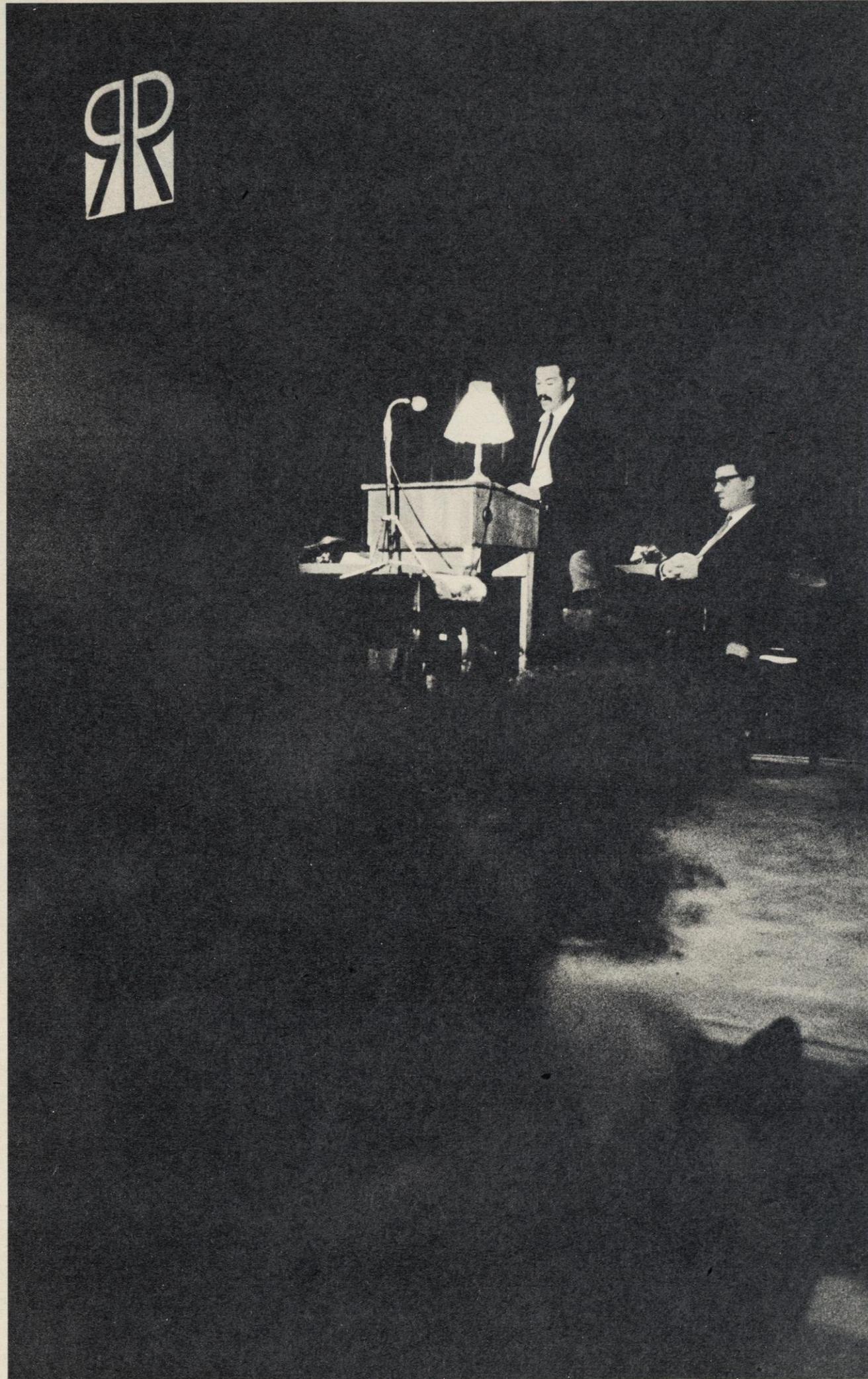
Fotos: Hans Rudolf

für die politische Uninteressiertheit großer Teile der Jugend, über die man in Recklinghausen klagte, zu sehen ist? Es wurde am Diskutiertisch gesagt, die Parteien sollten die Theorie nicht ganz vernachlässigen. Das wäre des Weiterdenkens wert gewesen. Um was geht es denn in der politischen Theorie? Doch um die Welt von morgen. Ist es nicht ein durchaus natürliches Verhalten – vielleicht sogar ein Zeichen von Instinktsicherheit –, daß sich die Jugend, wenn überhaupt, zu allen Zeiten mehr für die Theorie, ja für die Utopie interessiert hat? Sie lebt ja handelnd und selbstverantwortlich erst in der Welt von morgen, und es ist ebenso ihr Recht und ihre Pflicht, sich diese Welt von morgen auszu-denken, wie es das Recht der älteren Generation ist, die Welt von heute für die beste aller Zeiten zu halten. Die aus dieser unterschiedlichen Haltung der Generationen erwachsende Spannung und die daraus entspringende Auseinandersetzung stellen eine Triebkraft der gesellschaftlichen, der politischen Entwicklung dar. Wo sie fehlt – und bei uns fehlt sie seit nahezu zwei Jahrzehnten –, versumpft die Politik, wird die Atmosphäre muffig. Eben darum war das provozierende Thema dieses Gesprächs genau zeitgemäß.

Ob das auch die beiden Vertreter der großen politischen Parteien verstanden haben? Sie hatten es nicht leicht mit den Gesprächspartnern unten im Saal. Das Arsenal an politischen Gemeinplätzen, das sich in Parlamentsdebatten als durchaus brauchbar erweist, versagte hier. Und mit Rabulistik und Parteiversammlungspathos war erst gar nichts auszurichten. Aber nicht nur in den Praktiken der Diskussion trat zutage, wie stark man sich auseinandergelebt hat, erstaunlicher noch waren die Unterschiede im Denken. Da wurde von den Parteien gefordert, sie sollten mit der demokratischen Willensbildung bei sich selbst ernst machen, sie sollten die innerparteiliche Diskussion pflegen und die Jugend fair daran beteiligen. Und was antworteten die Parteivertreter in bemerkenswerter Übereinstimmung? Sie selbst hätten auch einmal der Jugendorganisation angehört, sie hätten sich zu gewichtigen Parteiämtern hinaufgedient, und jeder andere junge Mensch könne das auch, könne auch dorthin gelangen, wo man die Hand am Drücker habe. Daß es gerade darum ging, daß nicht nur ein paar die Hand am Drücker haben, daß politische Willensbildung von unten her auf breitester Basis erfolgen soll, hatten sie überhaupt nicht begriffen.

Es dürfte eben deswegen höchst nützlich für sie gewesen sein, einer Jugend zu begegnen, die es ernst mit der Demokratie, ernst mit der Toleranz, ernst mit dem politischen fair play nimmt. Und die auch selbst ernst genommen werden will und nicht damit zufrieden ist, die Rolle des politischen Hilfsarbeiters zu spielen. Wenn irgendwo die politisch wache, über ihre Situation nachdenkende Jugend empfindlich ist, dann ist sie es da, wo sie das Gefühl hat, manipuliert, mißbraucht, für dumm verkauft zu werden. Durch die Intellektuellen auf dem Podium ging ein allgemeines Erschrecken, als beim Unterthema Betriebs- und Arbeitswelt alle Jugendlichen, die sich äußerten, die Arbeit im modernen hochrationalisierten Industriebetrieb als überwiegend inhuman bezeichneten, sie als etwas hinstellten, zu dem man keine persönliche Beziehung haben könne und das man ausschließlich um des Geldverdienens willen auf sich nehme. Man wird das Unbehagen, das sich hier äußerte, so ernst nehmen müssen wie das gegenüber der Politik. Und wenn für die politische Erziehung gefordert wurde, daß sie die Konflikte nicht vertuschen, sondern in den Blick bringen sollte, dann gilt das hinsichtlich der Arbeitswelt erst recht. Erst wenn das Bild der betrieblichen Wirklichkeit ohne Verfälschung durch schöne Reden über Betriebsgemeinschaft und Partnerschaft klar und nüchtern gesehen wird, läßt sich erkennen, was geschehen kann, um die Unmenschlichkeit der Arbeitswelt zu beseitigen oder doch zu mindern und was für den Menschen getan werden muß, der diese Welt zu bestehen hat.

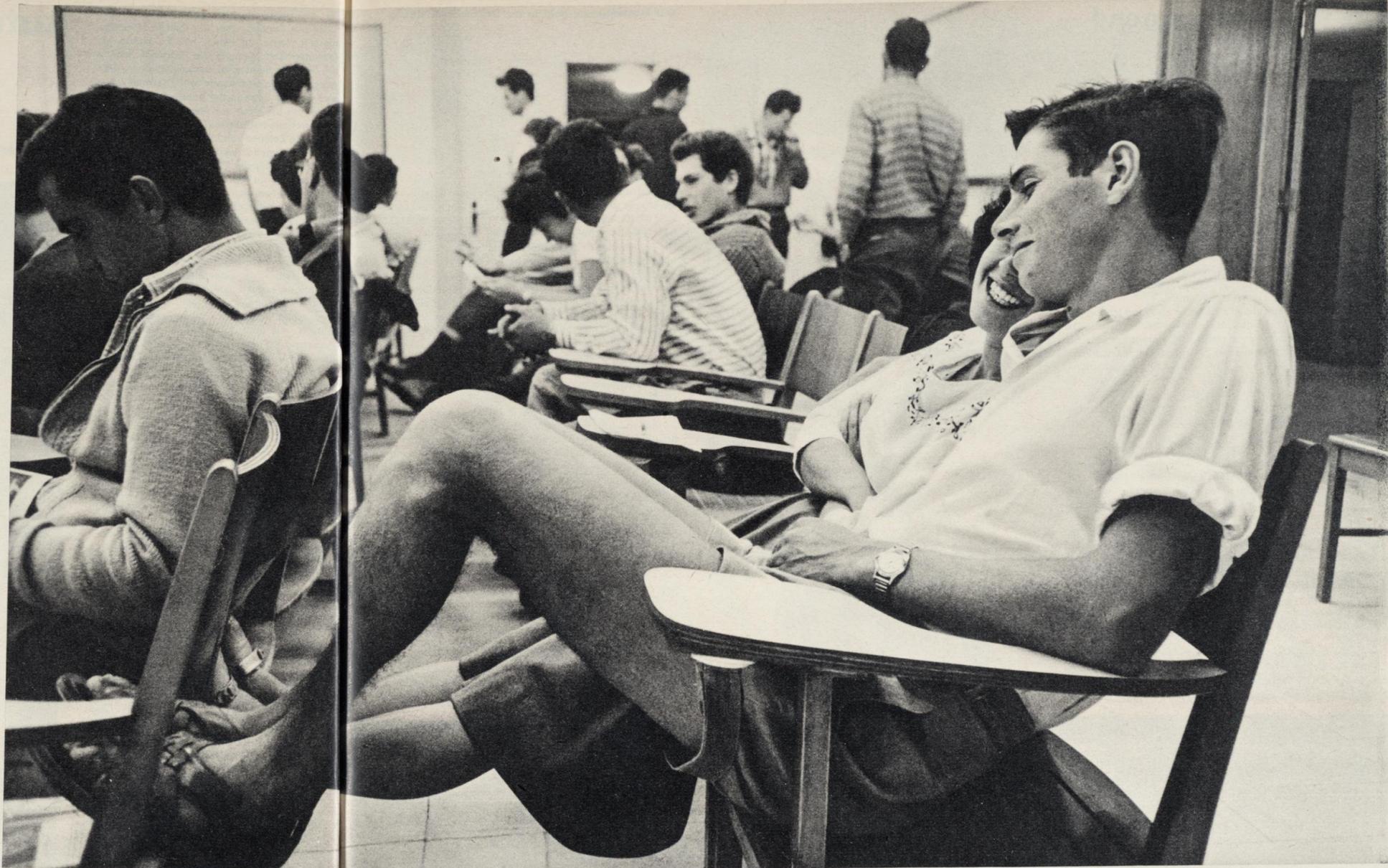
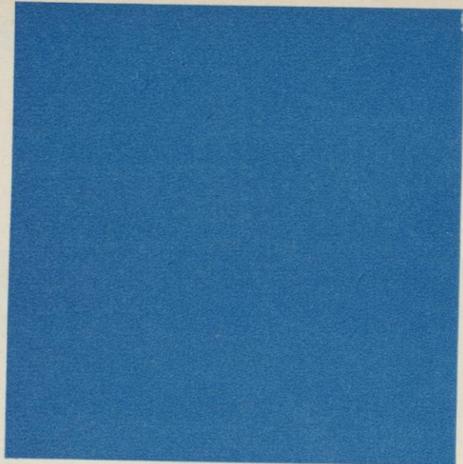
Das Gespräch hat hier und hat in anderen Fällen nicht zu Antworten geführt, die allgemein befriedigen könnten. Aber wann könnte das je ein Gespräch. Daß die Fragen deutlich wurden, die gelöst werden wollen, wenn diese Welt unsere Welt werden soll, das ist, was man erwarten konnte. Und diese Erwartung ist in Recklinghausen erfüllt worden.



Die Kibbuzim, ein Werk der Jugend

Von Augustin Souchy

Israelischer Metallarbeiter



Nach der harten Mühe des Tages

Als Anfang dieses Jahrhunderts die zionistische Bewegung ihre Jugend aufrief, in Palästina eine Heimstätte für das jüdische Volk zu gründen, strömte eine von nationalreligiösen und sozialistischen Idealen inspirierte Jugend ins gelobte Land, um auf dem historischen Boden ihrer Vorväter ein neues Leben zu beginnen. Die jungen Idealisten nannten sich Halutzim, d. h. Pioniere. Und Pioniere waren sie in mehr als einer Bedeutung des Wortes. Sie verwandelten nicht nur öde Wüstengebiete in fruchtbares Ackerland, wobei jeder Halm einen Tropfen Schweiß kostete, sondern erwiesen sich auch als soziale Bahnbrecher, die stolz und frei neue Gemeinschaften schufen, die zu dem Besten und Vollkommensten gehören, was die unvollkommenen Menschen an sozialen Gebilden bisher hervorgebracht haben.

Zähe Hingabe an ihr Ideal, geistige Integrität und solidarischer Zusammenhalt der Pioniere sowie die strukturelle Originalität ihrer Gemeinschaften zogen im Laufe der Zeit die Aufmerksamkeit der Welt auf jene Keimzellen einer neuen Gesellschaftsordnung, die sich auf biblischem Boden unter dem Volke des Alten Testaments entwickelten. Heute sind diese Gemeinschaften in der ganzen Welt als Kibbuzim bekannt. Nach Gründung des Staates Israel nahmen die Kibbuzim an Zahl und Mitgliedern zu, und gleichzeitig bildeten sich genossenschaftliche Arbeitsdörfer einer besonderen Art, die Moschawim, die man

in anderen Ländern nicht findet. Gegenwärtig gibt es in Israel gegen 600 Gemeinschaftssiedlungen und Genossenschaftsdörfer mit mehr als 200000 Mitgliedern, dagegen nur hundert Dörfer mit privaten Bauernwirtschaften, die insgesamt 110000 Einwohner zählen. So ist Israel das einzige Land der Welt, in welchem die Mehrheit der Landbevölkerung aus freiem Entschluß den Gemeinschaftssiedlungen und Genossenschaftsdörfern den Vorzug vor privaten Bauernhöfen gab.

Bald wurden die israelischen Kibbuzim im Ausland Gegenstand der Neugier oder Bewunderung und auch des Studiums, mit dem sich Nationalökonomien und Soziologen befassen. In allen Hauptsprachen existiert eine immer größer werdende Kibbuzliteratur. Der Kibbuz wird von den einen akzeptiert, von den andern abgelehnt, stößt aber nirgends auf Feindseligkeit. Im Unterschied zum russischen Kolchos, der den Bauern vom Staate aufgezwungen wurde und ohne den permanenten Staatszwang über Nacht der Auflösung verfiel, bliebe der Kibbuz auch dann bestehen, wenn es keinen Staat Israel mehr gäbe, es sei denn, die Kibbuzianer würden mit Gewalt vertrieben werden. Besonders groß ist das Interesse für die Kibbuzim in den jungen afrikanischen und asiatischen Staaten, die beim Neuaufbau ihrer Wirtschaft und Sozialordnung aus den israelischen Erfahrungen und Experimenten zu lernen hoffen. In der letzten Zeit reisen auch immer mehr junge Arbeiter und Studenten aus

den europäischen Ländern nach Israel, wo sie Seite an Seite mit den jungen Halutzim Feldarbeiten verrichten und dadurch ihre Ferien ebenso nutzbringend und lehrreich wie angenehm verbringen.

Doch nun wird sich sicherlich der Leser die Frage stellen, was denn eigentlich der Kibbuz ist und worin seine wirkliche oder vermeintliche Vorzugswürdigkeit besteht. Diese Frage soll kurz beantwortet werden.

Der Kibbuz ist eine auf der Grundlage gegenseitiger Hilfe fußende Wirtschafts- und Lebensgemeinschaft ohne Privateigentum an Land und Produktionsmitteln, deren Mitglieder wie Brüder und Schwestern in einer Familie miteinander leben. Jeder Kibbuzianer arbeitet nach seinen Fähigkeiten und Kräften, und die Gemeinschaft sorgt in gleicher Weise für die leiblichen und geistigen Bedürfnisse aller. Im Kibbuz werden die einzelnen Familienhaushalte durch freiwilligen Zusammenschluß zu einem Gemeinschaftshaushalt von Hunderten und sogar von Tausenden erweitert. Eheleute haben ihr eigenes Heim, doch ihr Nachwuchs wird in besonderen Kinderhorten unter den Augen der Eltern, die täglich mit ihren Kindern zusammenkommen können, mit aller Sorgfalt erzogen. Auf eine einfache Formel gebracht ist der Kibbuz eine Gemeinschaft jenseits von arm und reich, in welcher das Wir und Unser den gleichen Platz einnimmt wie das Ich und Mein. Ein- und Aus-

tritt stehen jedem frei, und alle organisatorischen Angelegenheiten werden in demokratischer Weise geregelt.

Wer sich zum Eintritt in einen Kibbuz entschließt, verzichtet auf Privateigentum. Es ist nichts Außergewöhnliches, daß deutsche Juden, die nach ihrer Auswanderung aus dem Dritten Reich Mitglieder eines Kibbuz wurden, ihre von der Bundesrepublik erhaltenen Entschädigungsgelder dem Kibbuz vermachen, als der großen Familie, der sie nun angehören. Freilich fordert eine solche Identifizierung des einzelnen mit der Gemeinschaft eine innere Überwindung, besonders in einer Welt, in der die Mentalität des Menschen durch die jahrtausendealte Einrichtung des Privateigentums geformt wurde. Es fehlte daher auch nicht an Auguren, die dem Kibbuz ein baldiges Ende voraussagten. Der Kibbuz, meinten sie, werde ebenso scheitern wie die vielen utopischen Sozialexperimente auf dem neuen Kontinent im vergangenen Jahrhundert. Diese düsteren Propehezeungen gingen nicht in Erfüllung. Das Werk der Halutzim stand unter einem glücklichen Stern. Günstige äußere Umstände und besondere innere Voraussetzungen verbürgten den Erfolg.

Ein Werk der Jugend

Fotos: Leonhard Freed

Auch für die Halutzim war der Anfang nicht leicht. Die Pioniere mußten schwere Zeiten durchmachen. Als ich Israel im Jahre 1950 besuchte, war die Arbeit der Halutzim hart, und der Wohlstand lag in weiter Ferne. Man wohnte in den primitiven Holzhäusern der Gründerperiode, der gemeinsame Speisesaal war im Einwandererblockhausstil erbaut, das Essen frugal. Nicht wenige Halutzim lebten an der Grenze des Asketentums. Doch ihr Geist war stark, und dieser Geist war es, der, um mit Wallenstein zu sprechen, „sich den Körper baute“.

Als ich Ende 1962 Palästina erneut besuchte, fand ich ein jüngeres Land vor. Israel hatte ein Sozialwunder vollbracht. Die meisten Kibbuzdörfer waren planmäßig umgebaut worden. Wirtschaftsgebäude, Stallungen, Fabriken, Reparaturwerkstätten usw. lagen am Dorfrand mit Windrichtung nach außen. Im Zentrum der Siedlung stand der stattliche neue Gemeinschaftsspeisesaal, das Verwaltungsgebäude, die Schule, das Klubhaus und in religiösen Gemeinden auch eine Synagoge. Das in anmutigen Grünanlagen eingebettete Wohnviertel glich einem modernen Ferienheim. Versammelten sich vor ihren schmucken Einfamilienhäusern in den gepflegten Gartenanlagen auf grünem Rasen jung und alt nach Feierabend beim Tee, dann schwebte das friedliche Fluidum einer einträchtigen Großfamilie über dem ganzen. Im Innern der kleinen Villen findet man jeglichen Komfort vom elektrischen Kühlschrank bis zur zentralen Warmwasserversorgung. Am Ausgang des Residenzviertels liegt das geräumige Schwimmbassin mit dem obligaten Sportplatz für die Jugend. Addiert man dazu die Kulturbetreuung mit kostenlosem Theater- und Konzertbesuch und die Versorgung von Kosmetikartikeln für das weibliche Geschlecht, ausreichendes Kleider-, Bücher- und Feriengeld, dann hat man ein genaues Bild von dem heutigen Lebensstil in einer israelischen Siedlungsgemeinschaft. Schöner hätten sich die Utopisten der Vergangenheit ihr soziales Ideal nicht ausmalen können.

Die größte Aufmerksamkeit der Kibbuzianer gilt dem Wohl der Kinder. Die Neugeborenen kommen in das mit allen modernen Einrichtungen ausgestattete Babyheim, wo sie, ohne den Müt-



Der Moslemjunge geht in die Schule des Kibbuz

tern entzogen zu werden, der Obhut ausgebildeter Wärterinnen anvertraut sind. Vom zweiten bis zum sechsten Lebensjahr sind die Kleinen in mustergültigen Kindergärten untergebracht, während die schulpflichtige Jugend ihre eigenen Heime hat. Die Gemeinschaft verlängert auf eigene Kosten den staatlich-obligatorischen Schulunterricht von acht bis auf zwölf Jahre für die gesamte Jugend beiderlei Geschlechts und versichert sich damit einen Nachwuchs mit wissenschaftlicher Berufsausbildung für die Landwirtschaft, der die beste Gewähr dafür bietet, daß die Kibbuzim auch in Zukunft bei der Produktion von Landwirtschaftsgütern ihren Platz im internationalen Wettbewerb werden behaupten können, denn die Gesellschaft von morgen wird von der heutigen Jugend gestaltet.

Der materielle und kulturelle Aufstieg der Kibbuzim stützt sich nicht zum wenigsten auf die außerordentliche Steigerung der Landwirtschaftsproduktion im letzten Jahrzehnt, die durch Einführung moderner Maschinen, Verbesserung der Arbeitsmethoden und eine rationelle Organisation des Arbeitsprozesses ermöglicht wurde. In der Viehzucht ist es den Kibbuzim gelungen, durch Zuchtwahl auserlesener Rassen, Verbesserung der Futtermittel usw. die Milchproduktion je Kuh auf durchschnittlich 4250 Liter zu erhöhen und Spitzenleistungen von 5500 Litern pro Jahr zu erzielen, womit sie zu den besten Milchproduzenten der Welt aufgerückt sind. Vor zwölf Jahren herrschte in Israel Mangel an Eiern und Geflügel, heute dagegen hat man so großen Überfluß daran, daß man große Mengen davon ins Ausland exportiert. Zur Zeit der Gründung des Staates Israel mußte das Land Baumwolle importieren. Nachdem die Kibbuzim Baumwolle anzupflanzen begannen, kann man jetzt den Bedarf mit der Eigenproduktion decken. Die Kibbuzim führten den Sisalhanf im Lande ein und pflanzten Mango- und Avokatobäume mit solchem Erfolg, daß die Früchte hiervon mit Gewinn im Ausland verkauft werden können. Die ersten Jahre nach der Staatsgründung gab es in Israel Lebensmittelknappheit, heute ist der Überfluß an Landwirtschaftsprodukten so groß, daß man dafür Absatzmärkte im Ausland sucht. Israel bemüht sich zur Zeit um die Zusammenarbeit mit der Euro-

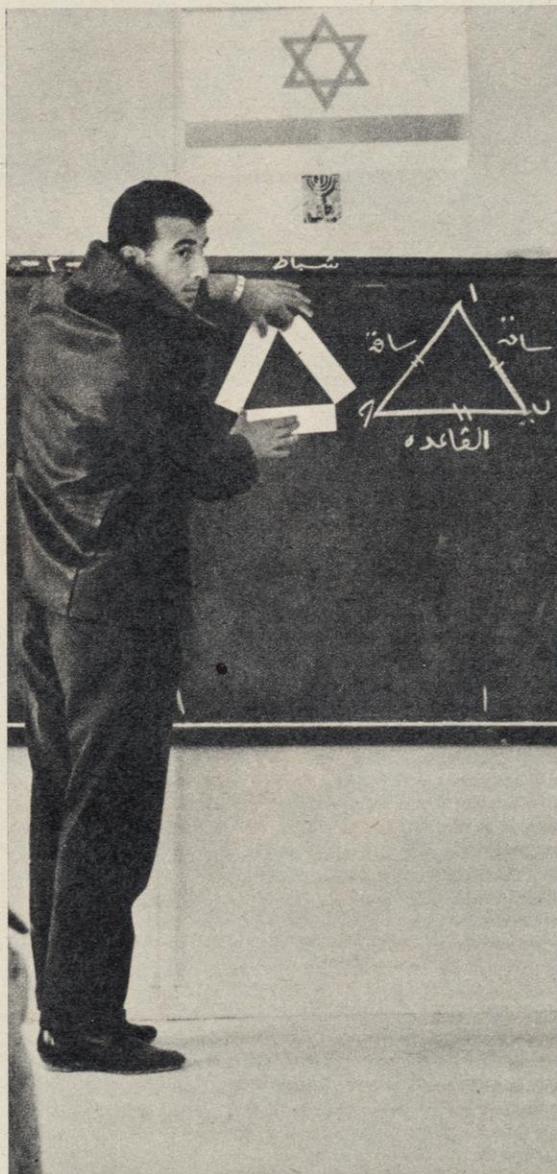




Auf dem Weg zur Schule

◀ Solo im Künstler-Café

päischen Wirtschaftsgemeinschaft, von der man sich die Erschließung neuer Märkte verspricht. Der technische Fortschritt und die Industrialisierung der Landwirtschaft führten nicht nur zur Produktionssteigerung, sondern hatten für den einzelnen Kibbuz auch soziale Konsequenzen. Die fortschreitende Technisierung durchbrach die wirtschaftliche Isolierung des Kibbuz auf dem Gebiete der Produktion. Es erwies sich als vorteilhafter und rentabler, die eigene Traktorenstation und Reparaturwerkstatt, die Kleinkonservenfabrik, Schlächtereier, Wäscherei usw. aufzugeben und gemeinsam mit den Nachbarkibbuzim Großbetriebe zu errichten, in denen billiger produziert werden kann. Einige Kibbuzim bereiten auch die Spezialisierung auf gewisse Produktionsgebiete, wie Hühnerzucht, Baumwollpflanzung, Weinanbau usw. vor, durch die sie ihre Produktionsquoten steigern und ihre Einnahmen vergrößern können. In kleinen Gemeinschaftssiedlungen wurden auch die örtlichen Schulen aufgegeben und Kreis-schulen mit vollzähligen Klassen für alle Altersstufen errichtet, in welche die Kinder mit Schulbussen transportiert werden. In dieser Modernisierung sieht eine Anzahl alternder Halutzim eine Auflockerung des ihnen so teuren Gemeinschaftsgeistes, von dem die Kibbuzbewegung bisher getragen wurde. Sie fürchten von der neuen Entwicklung auch eine Abwertung der inneren Demokratie. Ein Vertreter dieser Richtung sagte: „Wenn bereits in einer kleinen Kibbuzgemeinschaft Schwierigkeiten zwischen dem Leiter eines bestimmten Wirtschaftszweiges und einem Kollegen ‚der Masse‘ aufkommen können, wie sollen dann die Probleme der wirtschaftlichen und sozialen Demokratie in einem großen Regionalkibbuzverband gelöst werden können? Der Mensch hat schließlich auch eine Seele, und der größte Teil der Menschheit läßt sich von seinen Gefühlen leiten. Welchen Platz aber soll die Gefühlswelt in einer großen regionalen Wirtschaftsgemeinschaft einnehmen?“ Die Mehrzahl der Kibbuzjugend teilt indessen diese Auffassung nicht. Sie glaubt vielmehr, daß die Übertragung gewisser Produktionszweige auf die regionale Ebene weder einen Verzicht auf die Gefühlswelt bedeute noch die Aufgabe des sozialen

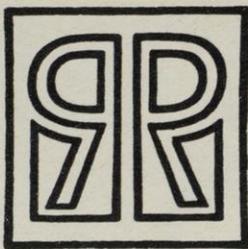


◀ Lernen - und das Erlernete in die Tat umsetzen

Inhalts der Gemeinschaft nach sich zu ziehen braucht, und daß auch die Einschränkung der Wirtschaftsdemokratie nicht zu befürchten sei. Sie glaubt auch, daß die Devise „Einer für alle und alle für einen“ ein vom Fortschritt der Technik unabhängiges Postulat ist, das unter allen Umständen erhalten werden kann und muß, auch dann, wenn sich der Kibbuz gezwungen fühlt, zur Zeit der Ernte Hilfsarbeiter oder auch sonst Facharbeiter, die nicht in den Kibbuz eintreten wollen, gegen Lohn einzustellen.

Die Diskussion zwischen den Verteidigern des Alten und den Befürwortern des Neuen nimmt ihren Fortgang. Die Traditionalisten wünschen die Kleinhaltung des eigenen Kibbuz, und die Modernisten treten für die zwischenkibbuzianischen Produktionsgenossenschaften ein, die der Fortschritt der Technik erheischt. Es ist indessen ein Trost für die Kibbuzfreunde, daß beide an dem Grundsatz: „Jeder nach seinen Bedürfnissen“ festhalten. Keiner von ihnen will die Kibbuzfamilie auflösen.

Im Zusammenhang mit der Diskussion zwischen Traditionalisten und Modernisten hat man die Frage gestellt, ob der Kibbuz überhaupt noch eine Zukunft habe. In der unversiegbaren Quelle des sozialen Idealismus der jüdischen Jugend liegt die Antwort hierauf. Immer noch pilgern neue Halutzim bis aus Argentinien oder Australien, nicht selten familiären Wohlstand und persönliche Karriere hinter sich lassend, nach dem kleinen Israel, dem Lande der Verheißung, um in der menschenleeren Negevwüste in harter Pionierarbeit neue Kibbuzim zu errichten. Und auch jugendliche Idealisten aus den saturierten Kibbuzim Galiläas oder anderer israelischer Regionen geben das von ihren Eltern in jahrzehntelanger schwerer Aufbauarbeit errungene Wohlleben unbedenklich auf, um sich zu ihnen zu gesellen. Es ist ermutigend, daß nicht nur materielle Not und Elend, sondern auch geistige Unruhe und ideelle Zielsetzungen die einzelnen zu Kollektivaktionen inspirieren, die dem Fortschritt der Menschheit dienen. Kibbuz und Moschaw verdanken ihre Geburt dem schöpferischen Geist der Erneuerung, und solange dieser Geist lebt, werden die israelischen Siedlungsgemeinschaften nicht untergehen.



Laienkunst im Ruhrgebiet

Gesammelt im Ruhrgebiet, heißt die offizielle Kunstausstellung der diesjährigen Ruhrfestspiele (siehe „aufwärts“, Folge 6), „Laienkunst im Ruhrgebiet“ die andere. In der Kunsthalle am Bahnhof Recklinghausen sind auch rheinische und westfälische Künstler, und zwar Berufskünstler, zu sehen, aber der Schwerpunkt dieser Veranstaltung liegt auf dem Sammeln, auf dem Konservieren, nicht auf dem Schöpferischen im Ruhrgebiet.

Nun wird – im Rathaus zu Recklinghausen – gezeigt, daß und wie man im Revier künstlerisch, malerisch und bildnerisch tätig ist, allerdings gleichsam nebenberuflich. Denn die Aussteller sind Hauer, Steiger, Labortechniker, Kaufmann, Karosseriebau-Ingenieur, Maschinenschlosser, Bohrer, Blechdreher, Monteur, Schneider, Molkereifachmann, Anstreicher u. a. Man widmet diese Schau also den Laien. Das birgt natürlich, da es sich um eine offizielle, repräsentative Veranstaltung im Rahmen der inzwischen berühmt gewordenen Ruhrfestspiele handelt, einige Gefahren.

Im Ausstellungskatalog schreibt Bernhard Tacke, stellvertretender DGB-Vorsitzender und Aufsichtsratsvorsitzender der Ruhrfestspiele:

„... Das Bedürfnis nach freier Zeit entspringt auch dem Verlangen, etwas anderes tun zu wollen. Der stets gleichbleibende Arbeitsgang in vielen Berufen, die Einförmigkeit des Arbeitsplatzes oder die Monotonie des Arbeitsvorganges rufen das Verlangen nach Abwechslung, nach dem Ausgleich für die Einförmigkeit und Monotonie wach. Es ist sicherlich gut, wenn dieses Verlangen gegeben ist, denn es zeugt von geistiger Regsamkeit. Die Gefahr, daß diese geistige Regsamkeit durch die immer größere Arbeitsteilung, verbunden mit einer minuziösen Zeiteinteilung, ‚abgetötet‘ wird, wächst. Diese Gefahr läßt sich nicht mehr bannen durch ein Zurückdrehen der Arbeitsrationalisierung. Es kann ihr nur begegnet werden durch mehr freie Zeit und ihre sinnvolle Gestaltung.“

Sinnvolle Gestaltung der freien Zeit bedeutet nicht organisierte oder gar kommandierte Freizeitgestaltung. Wenn wir von sinnvoller Gestaltung der freien Zeit sprechen, dann ist damit angedeutet, daß diese Zeit des Menschen einen Inhalt, einen gestaltenden Inhalt haben soll... Sinnvoll gestaltete freie Zeit bedeutet schöpferische freie Zeit. Die schöpferische Kraft des Menschen, die durch Arbeitsteilung und vorgeschriebenen bzw. mechanisch bestimmten Arbeitsablauf immer mehr lahmgelegt wird, muß in der freien Zeit angeregt und aktiviert werden. Dadurch wird die ‚Selbstentfremdung des Menschen‘ und ‚der moralische Untergang unseres Geschlechtes‘ verhindert...“

Das Schaffen selbst, das musische Tun, der Ausgleich sind in erster Linie also wichtig, weniger die Ergebnisse, mögen sie nun von hoher Qualität sein oder nicht, und am wenigsten sollten derartige Ausstellungen von Laienkünstlern überschätzt werden oder zu falschen Ambitionen Anlaß geben. Wären solche Veranstaltungen dem Laien nur Sprungbrett zur erträumten künstlerischen Karriere oder erhoffte er sich, daß seine Arbeiten von hier in die Museen gelangen (tatsächlich sind im Rathaus etliche Werke ausgestellt, die „Gesammelt im Ruhrgebiet“ wurden, sich heute im Vestischen Museum Recklinghausen und in Privatsammlungen befinden), so wäre der Zweck der „Sonntagsmalerei“ verfehlt. Der großen Zahl malender und schnitzender Werkstätten, die von dieser Ausstellung ausgeschlossen sind, gaukelte man nur ein falsches Bild vor.

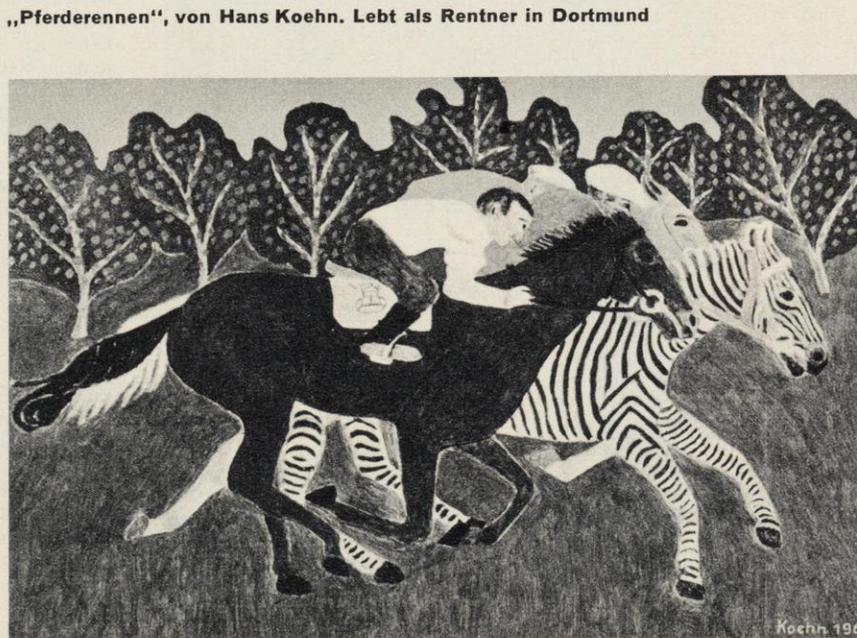
Was am Schaffen dieser Laien erfreut, gefällt und nachahmenswert erscheint, ist ja die Tatsache, daß der Kumpel oder die Hausfrau, der Kollege am Fließband oder der Angestellte am



„Fahrendes Volk“, von Johann Adamczyk. Lebt als Baustellenkontrolleur in Dortmund



„Die Geduldprobe“, von Karl Kazmierczak. Lebt als Rentner in Duisburg



„Pferderennen“, von Hans Koehn. Lebt als Rentner in Dortmund

Schreibtisch abends oder sonntags – nunmehr vielerorts auch samstags – im Malen oder Modellieren den notwendigen Ausgleich findet, sich eine kleine Welt aufbaut, in der er glücklich ist.

„... Trotz schärfster beruflicher Beanspruchung ergibt sich bei einer künstlerischen Betätigung eine so tiefgreifende Erholung, wie ich sie bei einer anderen Freizeitbeschäftigung nicht finden kann...“ meint ein Laienmaler. Und ein anderer (ebenfalls im Recklinghäuser Katalog abgedruckt): „... Meine Lust und Liebe haben sich so gesteigert, daß ich mir ein Leben ohne Malerei nicht mehr vorstellen kann.“

Wir denken an Kinder und Jugendliche, die sich auch so „nebenbei“, jedoch mit voller Hingabe schöpferisch betätigen. Nur daß die Kinder dies Tun – gleich wie Spielen, Basteln und Singen – benötigen, um sich zu entwickeln, harmonisch zu entwickeln, während die Erwachsenen schon fertige Persönlichkeiten, „ausgewachsene“ Menschen sind. Das prägt sich dann auch im jeweiligen künstlerischen Stil aus, freilich nur bei jenen, die man heute mit dem Begriff „Sonntagsmaler“ umschreibt. Sie sind die besondere Freude in dieser Laienkunst-Ausstellung in Recklinghausen, Maler, die nicht auf die gängigen Stile spielen, die allein ihrer Phantasie und der Wirklichkeit – ihrem Beruf und der häuslichen Umgebung – verpflichtet sind und diese aus naivem Herzen aufs Papier bringen oder auf der Leinwand realisieren. Diese Maler des „einfältigen Herzens“ – wie man diese Art von Künstlern schon genannt hat – malen nicht nach bildnerischen, ästhetischen Gesetzen, sondern nach eigener Welt- und Innenschau.

Daß es neben diesen Sonntagmalern – wenn auch viel seltener – die „Sonntagsplastiker“ gibt, lehrt die gegenwärtige Ausstellung. Die zahlreichen bemalten Zementfiguren von schlichter, naiver Ausdruckskraft und köstlichem Humor, die ein Bergmann vor und im Rathaus zeigt, weisen bereits den Weg zur Volkskunst, einem weiteren Kapitel des Laienschaffens.

Außer dieser Gruppe finden wir hier noch zeichnende, malende, modellierende und schnitzende Werkstätige, die sich keineswegs stilistisch, sondern höchstens durch mindere Qualität von jenen „Kollegen“ unterscheiden, die die Kunst meist nach Studien auf Werkstätten oder auf Kunstakademien zu ihrem Beruf erhoben haben. Sie haben die unberührte Welt der Sonntagsmaler verlassen. Und das ist nicht verwunderlich, werden doch in unserem hochindustrialisierten Land an allen Ecken und Enden Kunstdrucke und Kunstbücher feilgeboten, und gibt es Galerien und Museen – auf sie weist gerade die Ruhrfestspielausstellung „Gesammelt im Ruhrgebiet“ hin –, wo man sich „Vorbilder“ holen kann. In dieser zweiten Gruppe findet man also Impressionisten und Realisten sowie Maler, die ohne Cézanne undenkbar wären, Kubisten und Expressionisten und sogar Abstrakte. Neben Kitsch ist da manches Hochwertige, das sich in echten Kunstausstellungen sehen lassen kann.

Diese Schau ist übrigens nicht besser und nicht schlechter als die vielen anderen gleichgearteten Veranstaltungen, die sonst etwa im Rahmen des DGB anlässlich von Tagungen, Kongressen und Jubiläen – z. B. von der IG Metall oder der Postgewerkschaft – im Laufe des letzten Jahrzehnts organisiert wurden. Hier ist die Auslese einmal nicht nach Fachgruppen, sondern nach regionalen Gesichtspunkten getroffen worden. Das hebt sie hervor.

Günther Ott

Bericht einer Augenzeugin



„Streckenerweiterung“, von Franz Brandes. Lebt als Bergmann in Dortmund

„Beim Kartoffelschälen“, von Theo Steer. Lebt als kaufm. Angestellter in Essen



„Studie“, von Erich Kunz. Lebt als Elektriker in Dorsten



Nach dem zweiten Weltkrieg sind zahlreiche Bücher über die Judenverfolgung während der Hitlerzeit und die Konzentrationslager der Nazis erschienen. Zu den erschütterndsten Dokumenten muß das schmale Buch „Aber ich lebe“ von Kitty Hart (Hamburg: Claassen, o.J., 189 S., Lw., DM 12,80) gezählt werden, das in seiner schlichten Darstellung und stillen Größe an das „Tagebuch der Anne Frank“ erinnert.

Kitty Hart verbringt ihre Kindheit in der kleinen Stadt Bielsko im südwestlichen Zipfel Polens, dreißig Kilometer von der ehemaligen deutschen und tschechoslowakischen Grenze entfernt. Ende August 1939 marschieren volksdeutsche Gruppen durch die Straßen, grüßen Nazilieder und schwenken Hakenkreuzfahnen. Aufrührerische Elemente stürmen die Läden und verfolgen Polen und Tschechen. Kittys Vater ahnt, daß jetzt auch den Juden Polens schwere Zeiten bevorstehen, und er beschließt, mit seiner Familie ins Innere des Landes, nach Lublin zu gehen. Jeder Tag bringt neue Gesetze und Verbote, die deutsche Besatzung verlangt, daß sich die jüdischen Männer melden und weiße Armbinden tragen, auf denen der Davidstern deutlich sichtbar ist. Jüdische Kinder dürfen keine Schulen mehr besuchen. Alle Juden werden gezwungen, in den östlichen Teil der Stadt zu ziehen, wo die Nazis ein Ghetto errichten. Das Leben wird immer unerträglicher. Nachts werden die Juden wie Vieh zusammengetrieben und verschleppt. „Niemand wußte, wohin die Menschen gebracht wurden, aber niemand sollte sie auch jemals wiedersehen.“ Kitty und ihre Eltern werden im Lande umhergetrieben, verstecken sich in den Wäldern und leben von kärglichen Almosen. August 1941 jedoch muß sich Kitty, sie ist jetzt vierzehn Jahre alt, mit ihrer Mutter von dem Vater trennen. Ein katholischer Priester besorgt gefälschte Kennkarten. Sie schmuggeln sich in ein polnisches Sammelager und lassen sich als Zwangsarbeiterinnen nach Deutschland verschicken.

Am Rande von Bitterfeld arbeitet Kitty in einem Büro der Aluminiumwerke der I.G. Farben. Kitty: „Hier saß ich nun unter den Augen der Deutschen, grüßte mit dem Pflichtgruß ‚Heil Hitler!‘ und schauderte bei dem Gedanken, was geschehen wäre, wenn sie gewußt hätten, daß ich Jüdin war.“ Schon im März 1942 werden Kitty und ihre Mutter von der Gestapo als Jüdinnen „entlarvt“, verhaftet und ins Gefängnis geworfen. „Und unsere Verbrechen? Wir waren als Juden geboren.“ Sie lernen die Foltermethoden der Nazis in den Gefängnissen von Halle und Dresden kennen. In Leipzig werden sie einem Sammeltransport zugeteilt und in das Konzentrationslager Auschwitz, das ganz in der Nähe ihrer Heimatstadt liegt, eingewiesen: „Ein Stück vor uns helle Lichter – im Scheinwerferlicht ein Zaun, und alle paar Meter ein Posten auf einem hohen Wachturm. Dann sah ich ein eisernes Tor und in großen Buchstaben die Aufschrift: Arbeit macht frei.“ Unter der Bewachung von SS-Aufseherinnen schleppt Kitty auf einem Außenkommando Steine. Hundebisse und Peitschenhiebe verunstalten ihren Körper. Im Lager grassieren Ruhr und Typhus, viele ihrer Leidensgenossinnen sterben unter furchtbaren Qualen. Kitty: „Ich war dreckig, stank und fühlte mich furchtbar alt – keine fünfzehn Jahre mehr.“ Und „nur der Glaube und die Willenskraft konnten einem am Leben erhalten. Der Tod schien ein einfacher Ausweg.“ Kitty und ihre Mitgefangenen zweifeln nicht daran, daß alles, was in dieser grauenvollen Hölle vorgeht, von der Führung der SS sorgfältig und sehr genau ausgedacht ist. Im Frühling 1944 wird Kitty dem „Kanada-Kommando“ zugeteilt, das in dem Zweiglager Birkenau bei der Vergasung der Gefangenen helfen muß. Kitty lernt nun die Furchtbarkeiten jenes Ortes kennen, von dem niemand wiederkommt. Hier laufen die Todesfabriken der Nazis, die Gaskammern und Krematorien, auf Hochtouren, Tag und Nacht gellen die Todeschreie unschuldiger Menschen durch das

Lager. Kitty: „Ich hatte schon viel gesehen, aber niemals, niemals etwas wie dies. Wie hypnotisiert stand ich da und konnte mich nicht rühren. Mit meinen eigenen Augen wurde ich Zeuge eines Mordes, aber nicht der Ermordung eines Menschen, sondern Hunderter von Menschen, unschuldiger Menschen, die man, zumeist ahnungslos, in eine große Halle geführt hatte. Es war ein Anblick, den man nie vergessen konnte.“ Oft kommt es vor, daß die hier eingesetzten Gefangenen ihre eigenen Eltern, Kinder oder Freunde einäschern müssen. Alle sind überzeugt davon, daß die Deutschen sie hier niemals lebend wieder hinauslassen werden, denn als unmittelbare Zeugen von Massenmorden wissen sie zuviel. Eine Rückkehr ist undenkbar. Täglich ziehen zwanzigtausend Menschen in ihren Tod. „Frauen zogen an uns vorbei, arme und reiche. Sie sahen müde aus und hielten ihre Kinder an den Händen oder drückten Säuglinge an die Brust. Männer klammerten sich an ihre Habseligkeiten und an ihre Familien. Manchmal war ein kleines Kind darunter, das eine Puppe in einem kleinen Puppenwagen vor sich herschob...“ Ende August 1944 kommt das Gerücht auf, daß alle Lager in Auschwitz evakuiert werden sollen. Die Russen sind im Vormarsch. Die SS versucht, alle Spuren des Mordens zu tilgen und sprengt die Krematorien in die Luft. Die noch lebenden Gefangenen werden aus Birkenau in die Hauptlager zurückversetzt. Nach acht Monaten sieht Kitty ihre Mutter, die schwer an Typhus erkrankt ist, wieder. Kitty: „Acht Monate, die mir wie ein ganzes Leben vorkamen. Monate der Qualen, Monate voller Blut und Tod, ein entsetzlicher Alptraum, währenddem ich den Mord an rund zwei Millionen Menschen miterlebt hatte. Ich hatte das Gefühl, als sei ich aus dem Grab gestiegen.“ Nach zwei Jahren verlassen Kitty und ihre Mutter Auschwitz; sie werden einem Elendszug halbverhungelter Gefangener zugeteilt, der vor den anrückenden Russen nach Westen flieht. Viele Menschen kommen in Schnee und Kälte um; diejenigen, die unterwegs erschöpft liegenbleiben, werden von der SS erbarmungslos niedergemacht. Ohne Verpflegung und ständig Fliegerangriffen ausgesetzt gelangt der Rest dieses leidvollen Haufens über Groß-Rosen, Reichenbach, Bergen-Belsen nach Salzwedel; Stationen eines Kreuzweges, der mit Worten kaum beschrieben werden kann. In Salzwedel befreien die Alliierten die Häftlinge kurz vor dem Erschöpfungstod. Kitty: „Mit knapper Not waren wir dem Tod entkommen, aber wir lebten.“ Viele unschuldige Menschen haben ihr Leben lassen müssen, nur weil sie Juden waren, Menschen wie du und ich, erbarmungswürdige Opfer, Greise darunter und Säuglinge, vernichtet von der blutigen Blindwütigkeit eines Regimes, das von Anfang an den Menschen verachtete und der nackten Gewalt, dem Brudermord huldigte. Auch Kittys Vater wurde von den Nazis ermordet. Und doch ist es nicht der Haß, der fortan Kittys Leben bestimmt. Sie schreibt am Schluß ihres Buches: „Ich wußte, ich würde nie verzeihen können, aber ich hatte mir vorgenommen, nicht mit Haß im Herzen durchs Leben zu gehen, damit ich nicht am Ende mich selbst verachtete, weil ich mit dem Leben davongekommen bin und weil ich so viele Tausende habe sterben sehen. Wie aber wäre es möglich, nicht zurückzublicken und sich zu erinnern?“ Dieser Augenzeugenbericht der Kitty Hart sollte von vielen Menschen, Erwachsenen und Jugendlichen, gelesen werden; er hat einen großen dokumentarischen Wert und gibt Aufschluß über eine Zeit, die von manchen Zeitgenossen im Zeichen der vollen Bäuche und des mitunter zu beobachtenden politischen Desinteresses allzusehr vergessen worden ist.

Hugo Ernst Käufer

Sim steuert einen Omnibus

Von Hans Pille

Der Motor des schweren Omnibusses lief im Stand. Schantroch horchte, tippte mit dem Fuß auf das Gaspedal, dann trat er das Gas tief durch, daß die Maschine aufbrüllte. Die hohen Fenster unter dem Hallendach vibrierten. Dunstiges Licht hing jenseits wie Schleier, es sah etwas mulmig aus. Wird 'n Tag, der mir nicht guttut, dachte er.

Als sein Blick zurückkehrte, erfaßte er durch die offene Tür einen blonden Schopf. Mißmutig nahm er den Fuß vom Gas. Sim hätte zu Hause bleiben können, murrte er in sich hinein. Ich brauche keinen Aufpasser, und ich bin noch kräftig genug, meinen Bus allein zu fahren.

Der Motor lief jetzt ruhig, zufrieden mahlend wie ein wiederkäuendes Tier. Ein paar Sekunden saß Schantroch noch da, die Hände auf den Knien und blickte durchs offene Tor auf den Vorplatz hinaus. Er hatte schlecht geschlafen und wirr geträumt – was hatte ihn gequält? Es fiel ihm nicht mehr ein, er schüttelte den Kopf und stieg aus.

Sim reichte seinem Vater, der groß und fast massig war, bis zur Schulter. Er war schlank, mehr hager, aber zäh, ein nicht ganz 15jähriger Bursche mit flinken Augen und von einer Wißbegierde, die sein Vater manchmal „unverschämt“ nannte.

Schantroch grinste spöttisch. „Bildest du dir ein, du könntest mit dem Fuß prüfen, ob der Reifen genug Luft hat? Das ist so ähnlich, wie wenn du einem Elefanten den Finger auf den Bauch drückst, um zu fühlen, ob er satt ist.“

„In der Werkstatt –“

„In der Werkstatt! In der Werkstatt! Seitdem du bei Auto-Schlott bist, höre ich nichts anderes mehr. Ihr mit euren Puppenautos!“

Er fuhr unwirsch fort: „Warum fährst du überhaupt mit? Nein, nicht weil du Ferien hast. Deine Mutter muß einen immer bevormunden.“ Sim zuckte mit den Schultern. Das ist nun mein Sohn!, dachte Schantroch. Er hat Emmis Augen. Die jungen Kerle sind anders als wir es damals waren, viel sicherer und selbstbewußter.

„Steig ein! Es wird Zeit, daß wir losfahren!“ Sim nickte. Sie kletterten in die Kabine. Schantroch drückte auf den Knopf. Die Tür schloß sich mit leise saugendem Geräusch. Sim saß auf dem Einzelsitz an der Tür, seitlich rechts vom Fahrer. Da er schon öfter mitgefahren war, kannte er die Handgriffe seines Vaters auswendig, so genau, daß er sie mit geschlossenen Augen hätte machen können: Zündung, Handbremse los, Gang einlegen, Gas, Kuppelung ...

Pünktlich um Viertel vor fünf Uhr rollte der Omnibus aus der Halle. Sie mußten zur Siedlung Hochholz und die Arbeiter abholen, die zum Stahlwerk fahren. Sim war nicht mehr müde.

Ich möchte zu gern einen Omnibus steuern, dachte er, nur einmal 'ne kurze Strecke. Aber ich brauche Vater gar nicht erst zu fragen. Und täte ich's, sagte er bestimmt: Dies ist keines von Schlotts Puppenautos ... Er ist manchmal so – so barsch mit mir. Mutter sagt, er ist herzkrank. Sie hat vor, ihn zum Arzt zu schicken.

„Mensch, Vater, du schneidest die Kurven an!“ „Wie soll ich sie sonst wohl nehmen? Bin doch kein Anfänger!“

„Nein! Ich meinte doch: Klasse, wie du fährst!“

Schantroch murmelte etwas vor sich hin. Er dachte: War das nun ein ehrliches Lob oder Ironie? Bei dem bin ich immer mißtrauisch. Er wird mir ein bißchen zu fix groß. Noch ein, zwei Jahre bei Auto-Schlott, und er weiß alles besser als sein Vater, da wette ich! Der brennt schon jetzt darauf, zur Probe hier an meiner Stelle zu sitzen!

„Und käme keinen Steinwurf weit!“

„Bitte, Vater?“

„Wieso? Ich sagte nichts.“

Er lehnte sich etwas zurück, denn er spürte wieder dieses beklemmende Gefühl in der Brust. Einen kurzen Blick in den Innenspiegel werfend, sagte er sich: Ich werde zu dick. Das macht das dauernde Sitzen. Sie kamen pünkt-

lich in Hochholz an, hielten vor der Gaststätte „Igel“ und ließen die Arbeiter einsteigen. Fünf Minuten wurde hier gewartet.

Einer sagte zu Schantroch: „Ach, du hast deinen Kopiloten bei dir!“

Schantroch knurrte: „Zeig mir lieber deine Fahrkarte!“

Er kannte alle Arbeiter seit langem. Heute fuhr ein Mann mit, den er noch nicht in seinem Omnibus gesehen hatte. „Zum Bahnhof“, sagte der Fremde, zahlte, bekam seinen Fahrschein und setzte sich hinter Sim.

Schantroch wendete sich zurück, zeigte auf das Schild über der Scheibe und rief: „Herrschaffen, das Rauchen ist im Wagen verboten!“ Er rief es jeden Morgen in Hochholz. Auch heute lachten sie unterdrückt.

„Natürlich!“ sagte jemand. „Ist doch keine Kneipe hier!“

zwei, drei Sekunden lang einen merkwürdigen Zustand, nicht den der Angst, aber so, daß er seinen Vater starr ansah, dann hinter sich horchte. Die Arbeiter waren stiller geworden, das Gemurmel hatte der halbe Schlaf hinweggenommen.

Am Fuße des Hügels geschah das, was Sim Sekunden vorher vielleicht gespürt hatte: Sein Vater verzerrte plötzlich das Gesicht, griff mit der rechten Hand an die Brust und sank zusammen. Der Omnibus trieb allmählich zur Seite, dem Straßenrand, dem Graben zu.

Einen Atemzug lang saß Sim schwer von Angst und Hilflosigkeit da, dann überwand er sich, sprang auf und ergriff das Steuerrad. Es bebte in seiner Hand, aber es gelang ihm, das schwere Fahrzeug auf die Mitte der Fahrbahn zu lenken und sogar in der Spur zu halten. Der Fremde kam ihm zu Hilfe, indem er das Richtige tat:

Illustration: Joachim Braatz

mußte er dafür sorgen, daß Vater gerettet wurde.

Der Fremde fragte die Arbeiter, von denen mehrere nach vorn gedrängt waren: „Kann einer von Ihnen einen Omnibus fahren?“

Sie schüttelten den Kopf. Sim sagte sich: Ich muß es riskieren! Vater muß so schnell wie möglich ins Krankenhaus ... Ich habe Mutter versprochen, achtzugeben. Er räusperte sich und sagte:

„Mein Vater muß schnell ins Krankenhaus. Ich bin bei Auto-Schlott in der Lehre; ich kann fahren. Sie brauchen keine Angst zu haben.“

Nicht wenige protestierten: „Das bringst du nie und nimmer zustande. Viel zu gefährlich! Wir wollen nicht auch noch ins Krankenhaus.“ Da sagte der Fremde: „Ich traue es ihm zu! Sie müssen zur Arbeit, und ich möchte meinen Zug erreichen, aber was wichtiger ist: Der



Schantroch hupte. Dann startete er. Und Sim beobachtete wieder alles. Er hörte es schon am Klang des Motors, sobald von einem Gang in den höheren geschaltet werden mußte. Aber es war nicht nur eine Sache des Gehörs, sondern man mußte auch Gefühl dafür haben. Vater verstand sich auf die eine, richtige Sekunde.

Die Strecke wurde einsam. Sie fuhren durch ein Eichengehölz, dahinter schnitt die Straße eine karstige Hochfläche, und als sie zurückwich, querten sie auf einer kleinen Brücke ein ausgetrocknetes Flußbett. Verkümmerte Birken neigten sich, wie eigensinnig auf Wasser wartend, über den Uferrand. Über der Stadt hing eine körnig aussehende Wolke, unter ihr sah es aus, als durchtränkte lehmfarbene Feuchtigkeit den Horizont. Und als sie von der Höhe hinabstießen in dieses Lehmgelb, durchlebte Sim

Er zog Schantrochs Fuß vom Gaspedal. Der Motor lief noch, aber der Omnibus rollte aus und kam kurz darauf zum Stehen.

„Vater!“ stammelte Sim. Der Kopf war zur Seite gesunken, und Blässe überzog das Gesicht. „Ist er – tot?“

Der Fremde hatte Schantrochs Hand genommen. Nach einer Weile sagte er: „Nur ruhig, Junge! Der Puls klofft noch, zwar schwach, aber er ist da. Wahrscheinlich ein Schlaganfall.“

„Sein Herz ist –“

„Herz? Ja, das wird es wohl sein. Er muß sofort ins Krankenhaus.“

Ins Krankenhaus – aber wie? Sie hielten an einer einsamen Strecke, und es war noch zu früh am Tag. Seine Mutter hatte ihm eingeschärft, aufzupassen, aber wie hätte er den Anfall verhindern können? Jetzt aber, jetzt

Kranke da muß auf schnellstem Weg in die Hände eines Arztes. Wir halten hier an einer Nebenstraße. Es gibt in der Nähe kein Haus, kein Telefon. Es kann eine halbe Stunde dauern, bis der erste Wagen kommt.“

„In Ordnung!“ rief jemand. „Der Junge soll es versuchen.“

Der Fremde erwiderte: „Das ist auch meine Meinung. Es steht natürlich jedem frei, auszustiegen.“

Ein Rudel von Arbeitern stieg aus, stand am Straßenrand und wartete, wie die Weiterfahrt wohl vonstatten ging.

Schantroch wurde auf eine Polsterbank gebettet. Sim warf noch einen Blick in das reglose Gesicht, dann setzte er sich hinters Steuerrad, atmete tief ein und aus und begann mit den Handgriffen. Sie klappten nicht so, wie er sich das sonst in Gedanken vorstellte, immerhin

Produktionskorrekturen

Von Josef Reding

gehörte der Omnibus. Er fuhr an. Doch das konnte so etwas wie eine tückische List sein: den Halbwüchsigen in Sicherheit wiegen, dann jedoch, eines unverhofften Augenblicks, zur Seite ausbrechen. Die Straße war schadhafte, das Steuerrad rüttelte in seinen Händen. Er saß starr da, nach vorn geneigt. Die gewaltige Kraft des Motors bebte in seinen Füßen, er spürte sie in allen Gliedern, er war zu einem Teil der Maschine geworden, und manchmal hatte er das Gefühl, daß der wuchtige Kühler ihm davonlief. Er wagte nicht, die Augen zur Seite zu wenden, auch nicht, in den schnellsten Gang zu schalten. Und immer wieder hatte er mit dem Steuerrad zu kämpfen, das bei jähem Stößen aus seinen Händen springen wollte. Aber er mußte zum Krankenhaus! Er mußte durchhalten! Sonst war sein Denken von der eiförmigsten Art: Gas weg! Bremsen! Gang rein! Das knirschte! Hupen! Nicht verkrampfen, die Hände!

Zeitweilig vergaß er sogar die Männer hinter sich. Das graue Band der Straße zog unablässig durch seine Augen, durch seine Seele. Er würde diese Straße nie mehr vergessen können.

Flüstern im Wagen. Sie rauchten nicht mehr. Wenn der Rauch dem Jungen die Augen trübte!

Von der Nebenstraße mußte er in die Bundesstraße einbiegen; er nahm das Gas zurück. Der Fremde, der seitlich hinter ihm stand, sagte: „Rechts frei.“

Der Bus ruckte an. Die Stadt kam ihnen entgegen: Häuser, Menschen, Kreuzungen, Stoppschilder, Fahrzeuge.

„Laß die Haltestellen aus!“ riet der Fremde. „Sonst dauert es zu lange.“

„Ja“, sagte Sim.

„Fahre zum Virchow-Spital, das ist das nächste!“

Sim nickte. Er hatte gemerkt, daß sein Mund zu trocken war zum Sprechen. Alle Fähnisse verdoppelten, verdreifachten sich in der Stadt. Er kannte die Bedeutung aller Verkehrsschilder, aber sie standen so überraschend da, daß die Zeit nicht ausreichte, sie zu deuten und entsprechend danach zu handeln. Die Trillerpfeife eines Polizisten gellte.

„Weiter!“ sagte der Fremde. „Das galt nicht uns.“

Es hatte sie doch festbannen wollen, aber der Junge brauchte es nicht zu wissen.

In Schweiß gebadet, erregt und abgestumpft zugleich, lenkte Sim den Omnibus auf den Parkplatz des Virchow-Spitals. Der Fremde sprang hinaus und lief ins Spital. Die Arbeiter bedankten sich bei Sim, lobten ihn und sagten: „Hoffentlich klappt's auch mit deinem Vater!“ Als ihre Schritte sich entfernten, drehte er sich langsam um, dann stand er auf und ging schwankend zu seinem Vater, der schwer und breit, aber anders als ein Schlafender, auf der Bank lag. Sich zu ihm hinabbeugend, flüsterte er: „Vater, ich hab' dich hergefahren.“

Zwei Pfleger trugen Schantoch aus dem Bus, legten ihn auf eine Bahre und fuhren ihn in die Klinik. Sim ging hinterher. Er wußte nicht, wie lange er auf dem Korridor gewartet hatte, als der Doktor kam und zu ihm sagte: „Dein Vater hat einen Herzanfall. Aber ich bin zuversichtlich, daß er wieder gesund wird. Zunächst muß er allerdings Ruhe haben. Also – Kopf hoch!“ Er ging weiter, drehte sich aber noch einmal um und sagte: „Ach so, du hast ja den Omnibus hierher gesteuert. Das war eine Leistung – und genau richtig!“

Sim ging nach unten. Er setzte sich hinter das Steuerrad und wartete, daß seine Mutter kam und daß der Bus abgeholt wurde. Die Spannung ließ nach. Er war nun müde und kraftlos und wußte, daß er es nicht ein zweites Mal vollbringen konnte; vielleicht nie mehr. Eine Zeitlang kauerte er mit geschlossenen Augen da, aber dann riß er sie wieder auf, jäh erschrocken, denn: Kurve, Gas weg! Steuer herum . . . Kreuzung! Rotlicht!

Uckers raffte die Papierbogen auf der grünen Schreibplatte mit einem Ruck zusammen. „Nein“, sagte er. „Nein und abermals nein! Ich will meinen Betrieb sauberhalten, wenigstens diesmal. Wir sind mehrfach haarscharf am Rande des Ruins entlanggeschlittert, und zwei Jahre habe ich wegen der 8,8-Geschütze, die wir gebaut haben, in den alliierten Gefängnissen gehockt.“

„Aber Herr Direktor, die Alliierten, jetzt unsere Alliierten, drängen uns den Lizenzbau der Raketenleitwerke diesmal geradezu auf. Wir sind nach jeder Seite hin abgesichert!“ sagte der Produktionschef.

„Nach jeder?“ fragte Uckers. „Es gibt vier Himmelsrichtungen, meine Herren, und aus einer weht ein scharfer Wind, scharf wie Gendarmenmist, wenn Ihnen das ein Begriff ist.“ Der Produktionschef lächelte nach innen. Immer, wenn Uckers sein Vokabular zur Straße hin erweiterte, war er mit sich nicht im klaren, versuchte er, sich selbst zu überschreien. Wäre doch gelacht, wenn ein alter Hase wie Uckers hier nicht zugriff. Nach den Leitwerken kamen todsicher die Geschößhülsen, dann die Geschütze und ganze Abschlußrampen und zwei, drei Jahre später auch die Sprengköpfe, und zwar mit dem richtigen Pfeffer darin. Kein honoriger Geschäftsmann sollte sich das durch die Finger flutschen lassen, keiner, auch Uckers nicht.

Uckers setzte wieder an: „Wir haben doch Grund, zufrieden zu sein, meine Herren“, sagte er mit einem Unterton von paternaler

Zurechtweisung. „Die Herstellung von Leichtmetallprothesen ist eine humanitäre Angelegenheit. Ich bin Ihnen heute noch dankbar, Dr. Remmersberg, daß Sie die Umstellung unserer Produktion während meiner – meiner damals notwendig gewordenen Absenz von der Geschäftsführung in diese Bahnen gelenkt haben.“ Uckers spendete dem Angeredeten ein leichtes Verneigen des Kopfes. „Seit jener Zäsur steigt unsere Bilanzkurve ständig.“

„Aber sie wird flacher, Herr Direktor“, warf der Produktionschef ein.

„Sie steigt“, sagte Uckers mit mühsam unterdrücktem Unwillen.

„Noch!“ sagte der Produktionschef. „Wir können doch nicht einen achtprozentigen Gewinnsprung in diesem Jahr als Katastrophe hinstellen“, lächelte Uckers fade. „Anno 32 wären wir bis unter die Decke gesprungen, wenn wir auch nur ein Drittel von dieser Spanne auf der Habenseite hätten fixieren können.“

„1932 ist genau tausend und achtundzwanzig Jahre her“, sagte der Produktionschef. „Was uns damals recht war, ist heute sehr billig.“

„Na ja“, sagte Uckers. „Die Konjunktur ist nicht permanent. Wir werden uns alle mal umstellen müssen.“

„Eben“, grinste der Produktionschef, und Uckers merkte, daß er sich aus seinen eigenen Worten ein Netz geknüpft hatte. Der Direktor wollte aufstehen, da sprach sein Sohn:

„Es ist die harte Wahrheit, Vater. Wir hängen hintennach, wenn wir nicht zupacken. Die Konkurrenz hier in der Stadt leckt sich die Finger

nach den Lizenzen, und vielleicht bekommt sie sogar dieser hereingeschnittene Franzose, dieser Ramieux. Das Terrain gewinnen wir durch noch so zähe Arbeit nicht zurück.“

Die Gruppe der alten Herren blickte mit ernster Zufriedenheit auf den Juniorchef. Uckers duckte sich ein wenig und sah seinen Sohn scharf an. „Das sagst ausgerechnet du, der du seit Sewastopol ein Stück Silberplatte im Schädel hast?“

„Was hat das in diesem Zusammenhang für eine Bedeutung?“ fragte der junge Mensch zurück.

Die Männer nickten. Ermutigt fuhr der Juniorchef fort: „Zudem handelt es sich zunächst nur um leichtere, nuancierte Produktionskorrekturen. Die Umstellung von Leichtmetallprothesen auf Raketenleitwerke kann in Wochen bewältigt werden.“

„Und in einem Jahrzehnt können wir wieder Leichtmetallprothesen en masse herstellen, dank unserer Produktionskorrekturen, wie du sie nennst!“ sagte Uckers trocken.

„Ich finde deinen Zynismus deplaciert“, konterte der Sohn.

„Falls wir dann noch jemals etwas bauen dürfen. Mensch, Junge, nimm doch Vernunft an! Wir zimmern uns den eigenen Galgen. Meinst du, ich wollte binnen kurzem wieder vor einem Kriegsverbrechergericht stehen?“

Der Sohn lehnte sich behaglich zurück. Er strahlte in jugenhafter Unschuld, als er sagte: „Du nicht mehr, Vater. Jetzt bin ich dran.“

Notwendige Korrektur eines historischen Irrtums

Soldaten müssen singen. Mag die Kausalität zwischen Sangeslust und Uniform machen auch nicht einleuchten – sie besteht, daran ist nicht zu rütteln.

Fragt sich bloß: Was singen unsere jungen Staatsbürger in Uniform? Welcher Art Liedgut pflegen sie, wenn sie das NATO-Gewehr über zum Tor hinausmarschieren?

Das „Liederbuch der Bundeswehr“ gibt hier Auskunft. Es enthält – wenn man dem Vorwort glauben darf – „deutsche Soldatenlieder und Volkslieder sowie Lieder anderer Nationen in einer Auswahl, die dem Soldatenleben entspricht“.

„Aus der Traum, es heißt marschieren, heißt sein weniges Leben verlieren, rot ist jeder Wolke Saum.

Was meinst du, wen wird es kerben?

Ist ganz gleich, wer muß da sterben, hat für immer seine Ruh.“

Das entspricht ganz zweifelsohne; – entspricht wie diese Liedzeile:

„Wir werden nicht immer gewinnen!“

Oder die folgende:

„Triffst uns die Todeskugel, ruft uns das Schicksal ab, dann ist unser Panzer ein ehernes Grab.“

Das ist an der Wahrheit nicht vorbei, mag das in Aussicht genommene Ereignis auch nur bedingt ermunternd wirken. Überhaupt erinnern diese Liedtexte vielmehr an mittelalterliche Landsknechte denn an technische Spezialisten, die unsere Soldaten im Atomzeitalter nun einmal zwangsläufig sind. Aber sei's drum, Tradition muß ja wohl sein.

Anscheinend enthält das „Liederbuch der Bundeswehr“ eben davon aber immer noch nicht genug. Jedenfalls nach dem Geschmack verschiedener Einheitsführer. Weshalb diese das Sangesprogramm auf eigene Faust durch Weisen anreichern, die nicht im Liederbuch stehen, sondern aus dem Schatz eigener Erinnerungen gehoben werden; Lieder aus dem zweiten Weltkrieg, kurz gesagt, die nur den einen Nachteil haben, daß sie nicht allerorten ungeteilten Beifall finden. Insbesondere nicht bei denjenigen, die den zweiten Weltkrieg miterleben das Mißvergnügen hatten und die nicht recht einsehen wollen, warum man – und das im Jahre 63 – diese Katastrophe auch noch besingen muß.

Ganz und gar fragwürdig jedoch wird die Gelegenheit, wenn in diesen Liedern immerzu

munter gesiegt wird – je nach Truppengattung:

„Wir Panzergrenadiere ha'm gesiegt“

oder

„Wir deutschen Flieger haben doch gesiegt“

oder die Funker, die Infanterie, die Fallschirmjäger.

Offensichtlich ist es zu lange her, das Ereignis liegt zu weit zurück. Große Distanz aber trübt die Erinnerung.

Sie sind zu jung, die Sänger dieser Weisen. Sie waren nicht dabei. Und in der Schule hat der Geschichtsunterricht vielleicht schon beim Jahre 1870 aufgehört. Man weiß ja, wie das manchmal geht.

Deshalb erlauben wir uns in aller Bescheidenheit, den Ausgang jenes tragischen Ereignisses in Erinnerung zu rufen und verbindlich festzustellen:

Entgegen anderslautenden Liedgerüchten haben wir nicht gesiegt, sondern den zweiten (wie den ersten) Weltkrieg nach Strich und Faden verloren. Vielleicht wäre es angebracht, diese historische Tatsache bei der Auswahl von Liedern für die Truppe gebührend zu berücksichtigen.

Gerd Angermann

Es ging nicht hölzern zu



2. Bundesjugendkonferenz der Gewerkschaft Holz

Demokratie ist kein Zustand der Erstarrung und wirtschaftswunderlichen Geruhsamkeit, sondern ein immerwährender Prozeß friedlichen Kampfes. Demokratie will erhalten werden durch waches Staatsbewußtsein und verantwortungsvolles Handeln der Menschen, die in ihr leben und die sie gestalten müssen. Besonders deutlich zeigte sich das auf der 2. Bundesjugendkonferenz der Gewerkschaft Holz. Wieder gingen die Jungen und Mädchen mit viel Schwung daran, Rechenschaft abzulegen über die Arbeit der vergangenen Jahre, Erfolg und Mißerfolg abzumessen, um daraus Folgerungen und Richtlinien abzuleiten für die Zukunft, wieder diskutierten sie unbefangen und konzessionslos über Probleme, die ihnen besonders am Herzen lagen.

Nun, politischen Zündstoff hat unser Land in letzter Zeit wieder mehr als genug geliefert, und es gehörte schon eine gehörige Portion Stärke und Gelassenheit dazu, um nicht bei der Fülle und Bedeutungsschwere der Ereignisse zu verzagen.

Diesjähriger Tagungsort der Konferenz war Herford, das Zentrum der Holzindustrie. Aus allen Teilen der Bundesrepublik und aus Westberlin kamen 55 Delegierte in Vertretung der 12000 in der Gewerkschaft Holz organisierten Jugendlichen. Das Interesse, das diese Tagung in der Öffentlichkeit und in Gewerkschaftskreisen fand, war beachtlich.

Geschäftsbericht

Ableitend aus den Ergebnissen und Erfahrungen der Arbeit der letzten Jahre nannte Kollege Stenzel drei Nahziele für die Jugend der Gewerkschaft Holz: die Gewinnung neuer, vor allem junger Mitglieder, eine Erweiterung des Mitarbeiterstabes, eine stärkere Einflußnahme auf die gewerkschaftliche Arbeit in den Betrieben und die Verbesserung und den Ausbau der Schulungstätigkeit. Gleich zu Beginn seiner Ausführungen wies Kollege Stenzel darauf hin, daß der Rückgang der Gesamtmitgliederszahl im Bereich der Jugend um 6000 ebenso auf das nachlassende Interesse an Holzberufen wie auf mangelnde Betreuung der Jugendlichen in den Betrieben zurückzuführen sei. Viele der alten Kollegen, hätten noch nicht erkannt, daß es notwendig sei, schon in frühen Jahren den Jugendlichen zu einem Beitritt zur Organisation zu bewegen. Das werde zukünftig durch den Einsatz eines Kollegen für die Betreuung der jungen Arbeitnehmer abgeändert. In diesem Zusammenhang bezeichnete er auch den besseren Kontakt zu den zum Wehrdienst einberufenen Kollegen als vordringlich. Das Ziel der Jugendarbeit – betonte der Redner im Laufe seiner Ausführungen – bliebe nach wie vor die Aufgabe, den jungen Menschen auf seine Lebenssituation vorzubereiten und ihm Möglichkeiten aufzuzeigen, wie er sie meistern könne. Er sagte dann wörtlich: „Da die Bildungspolitik in unserem Lande außerdem als eine Blume gilt, die unter Naturschutz steht, ist in absehbarer Zeit nichts grundlegend Neues zu erwarten. Wir müssen als Gewerkschaften daher ständig auf diesem Gebiet aktiv sein, um im Kampf um die soziale Besserstellung des arbeitenden Menschen gerüstet zu sein.“ Es müsse auch noch viel getan werden, bis in den Betrieben echte Mitbestimmung erreicht sei. Oft liege das aber auch an der mangelnden Einsicht des Betriebsrates, die

Jugendlichen beispielsweise auf die Möglichkeiten des Betriebsverfassungsgesetzes aufmerksam zu machen, das in Betrieben mit mehr als fünf Jugendlichen eine Jugendvertretung zulasse. Die Bildungs- und Erziehungspläne wurden überprüft und zum Teil erweitert. Eine große Schwierigkeit, die der Bemühung der Bildungsarbeit im Wege stehe, sei auf die Neigung jeder geschlossenen Gesellschaft zurückzuführen, die Erziehung als reine Anpassung zu verstehen. Anpassung muß als alleiniges Ziel aber versagen, weil „unten“ und „oben“ als wandelbar und abänderbar gelten. Deshalb muß neben der Forderung nach Anpassung auch die Forderung nach Widerstand und Kritik gegenüber dem Bestehenden dazukommen. „Das Moment des Widerstandes, des bewußten und selbstkritischen Ungehorsams gegenüber den Ansprüchen der abstrakten Gesellschaft ist in unserer deutschen Erziehung noch weitgehend unberücksichtigt. Ergebnis dieser Verhaltensweise ist, daß keine selbstbewußten, wachen Menschen herangebildet werden, die zum Beobachten ihre Augen

und zum Urteilen ihren Kopf benutzen, sondern Duckmäuser. Menschen nämlich, die sich bei jeder Gelegenheit nach allen Seiten absichern und nicht begriffen haben, daß auch heute das Leben ein Risiko enthält, demgegenüber man sich nicht durch Versicherungen, sondern durch Verantwortung zu bewähren hat“, führte Klaus Stenzel aus. Und ein wenig später: „In unserer politischen Bildungsarbeit sind wir bestrebt, das politische Engagement unabhängig von den zu erwartenden Folgen, als einen notwendigen Beitrag eines jeden Bürgers in der Demokratie herauszustellen. Was sollen alle noch so gut gemeinten Versuche der Gewerkschaftsjugend, wenn ein Teil unserer Volksvertreter durch üble Taschenspielertricks unsere Bemühungen durchkreuzen. Es geht nun einmal nicht, daß man sich in der Demokratie ‚etwas außerhalb der Legalität‘ bewegt, ohne daß dabei das Interesse an der Mitarbeit im Staat nachläßt. Es kann auch nicht als Schulbeispiel für junge Menschen gelten, daß eine Fraktion des Deutschen Bundestages bei einer Abstimmung sich der Verantwortung

durch einen Verfahrenstrick entzieht. Schließlich wird Mißtrauen und Skepsis gegenüber der Politik aber ganz bestimmt nicht dadurch abgebaut, daß man ebenfalls durch einen Verfahrenstrick den zwar unbehaglichen aber doch demokratischen Fernsehredakteur von Paczensky ‚in die Wüste‘ schickt.“

Politisch engagiert

Es sei für ein politisches Engagement der Jugend in der Gesellschaft auch von Bedeutung, inwieweit der Gesetzgeber die berechtigten Wünsche der Jugend bei der Gesetzgebung berücksichtige. 10 Jahre habe es gedauert, bis endlich 1960 ein bundeseinheitliches Jugendarbeitsschutzgesetz verabschiedet wurde. Hinzu kam 1962 die Entscheidung des BAG in der Frage der Arbeitszeit Jugendlicher an Samstagen. Es sei unverständlich, wie das höchste Gericht in der Arbeitsrechtsprechung sich über den eindeutigen Willen des Gesetzgebers hinwegsetzen könne und zu einer Urteilsfindung kam, die einfach nicht mehr der Realität entsprach. Als die z. Z. vordringlichsten Aufgaben der gewerkschaftlichen Jugendarbeit nannte Kollege Stenzel zwei Punkte: mit allem Nachdruck auf einer schnellen Verabschiedung des längst überfälligen Berufsausbildungsgesetzes zu bestehen und sich intensiv mit den wichtigsten Aufgaben zu beschäftigen, die sich aus dem Jugendsozialprogramm ergeben. „Gehen wir an die Arbeit“, schloß der Jugendsachbearbeiter der Gewerkschaft Holz seine Ausführungen, „und helfen mit, das Los der arbeitenden Menschen, besonders aber der Jugend in der Holzwirtschaft, zu verbessern. Wenn wir alle zusammenstehen und auch vor gelegentlichen Rückschlägen nicht kapitulieren, wird der Erfolg nicht ausbleiben.“

Anträge und Entschlüsse

Der Bundesjugendkonferenz lag eine Reihe von Anträgen und Entschlüssen vor, die sich vor allem mit sozialpolitischen Fragen befaßten. Darin wurde u. a. gefordert, daß die Lehrlingsvergütungen in Zukunft durch Tarifierklärungen festgesetzt werden und daß Jugendliche über 16 Jahre am Samstag auch nicht zu arbeiten brauchen, wenn im Betrieb für die Erwachsenen die 5-Tage-Woche eingeführt wurde. Die Delegierten setzten sich für eine baldige Verabschiedung eines fortschrittlichen Berufsausbildungsgesetzes ein. In allen diesen Punkten waren sich die Delegierten sehr schnell einig. Schwieriger wurde es bei den Beratungen von Anträgen und Entschlüssen rein politischen Charakters. Einig war man sich auch noch über eine Protest-Entschließung gegen ein für den 21. und 22. September 1963 in Hameln geplantes europäisches SS-Treffen. Die Konferenz forderte den Hauptvorstand ihrer Gewerkschaft auf, über den DGB-Bundesvorstand auf die Landesregierung in Niedersachsen einzuwirken, ein solches undemokratisches Treffen zu verbieten. Eine Initiativeschließung gegen die Errichtung der Mauer in Berlin wurde bei einer Stimmenthaltung angenommen. Dann kam man zur Beratung von Initiativanträgen, die eine Unterstützung der Ostermärsche der Atomwaffengegner durch die Gewerkschaft Holz forderten. Es gab heftige Debatten, an denen sich schließlich





Twist. Was mag er von ihr wollen?



Fotos: Udo Hoffmann

auch die älteren Kollegen beteiligten. Die Anträge wurden abgelehnt. Angenommen wurde ein Initiativantrag, den 1. September zum Antikriegstag zu erklären.

Im Mittelpunkt der Tagung stand ein Referat des Vorsitzenden der Gewerkschaft Holz, Gerhard Vater, zum Thema: „Jugend in der Demokratie“.

Kollege Vater betonte, daß die Gewerkschaften eine der tragenden Säulen der Demokratie und damit wesentlicher Bestandteil jeder demokratischen Ordnung seien. Es gäbe allerdings Kräfte in der Bundesrepublik, die die Arbeit der Gewerkschaften so hinstellen, als würde von ihr die verfassungsmäßige Ordnung in unserem Lande bedroht. Man könne diesen Bestrebungen nicht energisch genug entgegenreten. Nicht durch die Gewerkschaften, sondern durch die ehemaligen Mächtigen, die in der Wirtschaft wieder in ihre alten Stellungen zurückkehrten, entstünden Gefahren für unsere Demokratie. Vater wandte sich aber auch gegen jene Zeitgenossen, die dem Ungeist der NS-Diktatur jahrelang dienten und heute wieder in führenden Positionen des Staates stehen. Der Vorsitzende der Gewerkschaft Holz setzte sich mit den Kritikern des Notstandsbeschlusses von Hannover auseinander und bekräftigte erneut das eindeutige „Nein“ der Gewerkschaften. Kollege Vater begrüßte die Entwicklungshilfe für die jungen Länder in Afrika und Asien, sagte jedoch: „Mir scheint es auf jeden Fall wichtiger zu sein, als Botschafter der Arbeit am wirtschaftlichen Aufbau zu helfen, als diesen afrikanischen Staaten beim Aufbau ihrer Streitkräfte Militärhilfe zu leisten.“ Scharfe Worte der Kritik fand er für die schlepende Behandlung des von den Gewerkschaften schon lange geforderten Berufsausbildungsgesetzes. Gerhard Vater schloß sein Referat mit einem Bekenntnis zur Demokratie: „Wo Unrecht geschieht, dürft ihr nicht schweigen. Ihr müßt den Mut haben, eure Überzeugung auch gegen die Mehrheit zu verteidigen. Demokratie kann und darf nicht von oben her verordnet werden, sie muß von unten, vom Bürger her wachsen und tief in ihm verwurzelt sein. Vergeßt nie, daß die Demokratie das Lebenselement für uns Gewerkschaftler ist. Ohne Demokratie gibt es keine Freiheit und



ohne eine starke Gewerkschaftsbewegung keine freiheitliche Demokratie!“

Am Abend des ersten Konferenztages brachten „Die Nachtwächter“, das ebenso bekannte wie gute Kabarett der Gewerkschaftsjugend Hamm, ihr neues Programm „Die Macht am Rhein“. Anschließend forderten die „Phillistine Skiffler“ zum Twist auf. Und jetzt bewiesen die jungen Kollegen mit einem Male, daß sie nicht nur ihren Kopf, sondern auch ihre Arme und Beine geschickt einsetzen konnten. Wir trafen junge, moderne Menschen, die ihr Leben genießen möchten, die auch tanzen, ins Kino gehen oder gern ein gutes Buch lesen. Was sie indessen von ihren Altersgenossen unterscheidet: Sie nehmen ihre Freiheit nicht als etwas Selbstverständliches hin. Sie wissen, wie hart ihre Väter die Freiheit erkämpft und was sie dafür bezahlt haben, und sie sind bereit, diese Freiheit durch Besonnenheit, aber auch durch stetige politische Kampfbereitschaft zu erhalten.

Hans Plück



Szene aus dem Jugendkabarett „Die Nachtwächter“

Rollen und Menschen

Ruhrfestspiele 1963

Rollen hat es früher nur im Theater gegeben. Die Wissenschaftler, die uns in unserem gesellschaftlichen Dasein betrachten, die Soziologen, haben uns davon überzeugt, daß nicht nur die Schauspieler, daß wir alle Rollen spielen; jeden Tag, jede Stunde, auf den Schauplätzen der großen Bühne, die Leben heißt. Und immer sind es andere Rollen. Wir spielen eine andere Rolle im Betrieb als im Sportverein, und zu Hause wieder eine andere; und wenn wir mit unserer Freundin oder unserem Freund zusammen sind, dann spielen wir noch eine andere. Und wann sind wir eigentlich wir selbst? Wann legen wir Kostüm und Maske ab und sind, was wir wirklich sind? Und was sind wir dann? Das ist eine ziemlich ungemütliche Frage. Um sie geht es in dem Stück von dem großen englischen Schauspieler Kean, das Jean-Paul Sartre nach einer Komödie von Dumas geschrieben hat und das die Bochumer als Beitrag zu den diesjährigen Ruhrfestspielen darboten. Es war ein interessanter und amüsanter Beitrag. Interessant, weil die Frage, was von ihm übrigbleibt, wenn er das Romeo- oder Othellokostüm ausgezogen hat, weil diese Frage, die den großen Shakespeare-Darsteller quält, hier existenzphilosophisch vertieft und so geschickt gestellt wird, daß auch jeder, der im Zuschauer-raum sitzt, an seine Rollenexistenz denken muß. Daß er nicht allzutief ins Nachdenken gerät, dafür sorgt das Geschehen auf der Bühne, das mit Spiel im Spiel und rollenwidrigem Ernst im Spiel Möglichkeiten des Amusements genug hat, und das von Hans Schalla mit leichter aber sicherer Hand geführt wurde. In Hubert Suschka konnte Schalla für den großen Komödianten Kean einen glaubhaften Nachgestalter einsetzen. Die

Männer um ihn herum waren gut, die Frauen durchweg ein wenig ungelent und angelernt.

☆

Die Menschen in des Irländers Sean O'Casey Schauspiel „Der Pflug und die Sterne“, das die Wuppertaler zeigten, werden nicht von der Frage nach der Rolle und was dahinter ist, geplagt. Sie genießen naiv die Freude an der Rolle, die aus ihrer tristen realen Existenz heraushebt. Der alte Peter Flynn tut es, wenn er seine bortengeschmückte Uniform anzieht, den Schleppsäbel einhängt und zur Unabhängigkeits-Kundgebung geht. Der Zimmermann Fluther Good spielt mit nicht weniger Vergnügen die Rolle des handfesten Kraftprotzen, der Monteur Covey die des aufgeklärten Sozialisten. Im Augenblick, wo es zur Krise kommt, tritt bei allen das Menschliche, aber auch das Allzumenschliche heraus. Dies Nacheinander und Nebeneinander von naivem Spiel und wirklichem Sein, von rührend Menschlichem und peinlich Menschlichem ist das Reizvolle in dem Stück. Es will das freilich behutsam und mit feinem Takt gegeneinandergestellt und abgewogen werden. Das ist Gert Otma Leutner nicht durchweg gelungen. Er gab dem Allzumenschlichen, in dem ja immer auch das Komische, das Belachenswerte liegt, an mehr als einer Stelle zuviel Zeit und zuviel Drastik. Dadurch bekam das Stück, das zwischen Tragödie und Farce balancieren soll, Schlagseite. Kommt hinzu, daß schon vom Autor her das Tragische zu schwach fundiert ist. Es ist kein zureichender Konflikt, wenn auf der einen Seite die echte Existenznot einer jungen Frau steht, die den Mann festhalten will, den sie liebt und von dem sie ein Kind

trägt, und auf der anderen Seite nur der Ehrgeiz, die Kommandantenrolle zu spielen. Zudem wird der Konflikt sogleich im ersten Akt entschieden, und wo kein Konflikt mehr ist, da ist auch keine Dramatik. All das Unglück, das dann hereinbricht, kann die fehlende dramatische Entwicklung nicht ersetzen. Es bleibt szenische Reportage. Christine Ostermayer ist eine großartige Schauspielerin, und wer sie in echten tragischen Rollen mit innerer Entwicklung sah, der weiß, daß es nicht an ihr lag, wenn sie hier in der Rolle der jungen Frau zwar rührte, aber nicht erschütterte.

☆

Beim dritten Stück, „Robespierre“ von Romain Rolland, mit dem die Berliner Freie Volksbühne gastierte, haben es die Zuschauer dem Dichter offensichtlich übelgenommen, daß er die Männer der Großen Revolution nicht nur in der Rollenexistenz, zum mindesten nicht in der bekannten und vertrauten, erscheinen ließ. Die einen kennen Robespierre, Saint-Just und die zu ihnen Gehörenden nur aus schlechten Schulgeschichtsbüchern als die blutigen Schreckensmänner, die anderen, die theatererfahrenen, haben die Figuren aus Büchners Danton im Kopf. Danach muß Robespierre der Blutmessias und Saint-Just der kalte Todesengel sein. Das sind sie nun bei Romain Rolland nicht. Sie sind Menschen. Sie haben eine Revolution gemacht und müssen sehen, daß sie zwar die staatliche Ordnung, nicht aber die Menschen verändert hat. Und nun stehen sie vor der Frage, ob sie den Idealen, für die sie auszogen, treu bleiben oder sich auf die Realitäten einstellen und die Lage, gleichviel, mit welchen Mitteln, retten sollen. Robespierre

entscheidet sich für die Ideale, für die Idee der Volkssouveränität, für die Republik. Damit haben die anderen, die gerissenen Opportunisten, als deren Prototyp Fouché erscheint, gewonnenes Spiel. Ist das nicht ein ewiger Konflikt in der Politik, der zwischen den gläubigen Idealisten und den praktischen und skrupellosen Realisten und Opportunisten?

Romain Rolland ist ein großer Dichter. Aber hat nicht die dramatische Vitalität, um Bühnen zu überspielen und nicht die Unbekümmertheit, um des dramatischen Effektes willen rücksichtslos zu vereinfachen. Jedes Wort, das er sagt, ist des Hörens und Bedenkens wert, aber die Worte sind allzuoft Lehre, Verkündung, und nicht Handlung.

Erwin Piscators kultivierte und präzise Inszenierung litt unter der technischen Unzulänglichkeit der Recklinghäuser Bühne. Diese meist kurzen Szenen wollen auf der Drehbühne, die eine rasche Aufeinanderfolge ermöglicht, gespielt werden. Lange Umbaupausen zerreißen das Stück. Die Zwischenmusik von Boris Blacher und Aleida Montijn überbrückt die Pausen nicht, sondern geht auf die Nerven. Trotzdem ist es sehr schade, daß wegen Darstellerekrankungen das Gastspiel auf einen Abend reduziert werden mußte. Man hätte die Auseinandersetzung mit der Problematik, um die es hier geht, und man hätte die Begegnung mit so hervorragenden Darstellern, wie Ernst Ginsberg (Robespierre), Tilla Durieux (Bäuerin), Ingmar Zeisberg (Elisabeth Le Bas) es sind, noch vielen Menschen gewünscht.

Cato

Der Prozeß

„Seit 20 Jahren will ich diesen Film drehen. Warum Kafka? Seiner Aktualität wegen. Diese Geschichte eines Menschen, der unter die Räder der organisierten Gesellschaft gerät, die Räder der Polizei, die Räder der Justiz. Und diese Vorahnung der Zeit der Konzentrationslager, die es noch heute gibt. Und immer geben wird. Darum! Ich mußte diesen Film machen. Ich konnte gar nicht anders!“

Das sagte Orson Welles.

Kafka beschreibt in gezielten, nüchternen Sätzen eine ganz alltägliche Welt, in der sich auf geheimnisvolle Weise unbegreifliche, unausweichliche Dinge zutragen. Seine Gestalten leben in einer rätselhaften Welt zwischen Realität und Traum. Welles aber liefert einen erdrückenden nachtschwarzen Alptraum von streckenweise barocker Fülle.

„Der Prozeß“ wurde eine kaum gezügelte Bilderfolge von fotogener Düsternis und Magie, gewonnen aus der Anwendung unüberschaubar vieler Filmstile und technischer Tricks. Welles hätte diese Abkehr von Kafka durch einen Film von unmittelbar packender und mahrender Durchschlagskraft legitimieren und so seine eingangs angeführten Worte sinnfällig machen können. Das aber eben wurde versäumt. Der Film bleibt letztlich ein sehenswerter Kompromiß zwischen Kafka und Welles. Schon die Dekoration, die in allen wirklich bedeutenden Filmen einen tieferen geistigen Bezug hat, macht den Bruch in der Gesamtkonzeption des Films deutlich. Da stehen moderne Häuserkästen von hintergründiger Dämonie neben alten Bauwerken und Zimmern der längst untergegangenen Epoche und Gesellschaft Kafkas. Wie will hier der Betrachter ein in sich geschlossenes Bild von der Absicht des Regisseurs gewinnen? Warum

Verleih: Schorcht



ging hier Welles nicht noch konsequenter vor und ließ nur Kulissen bauen von grauer Monotonie, wie sie das Bild unserer Städte bestimmt? Und schließlich: Warum schuf er Figuren, die aus verschiedenen Epochen und Welten zu stammen scheinen, und stellte sie nebeneinander? Warum gestaltete er sie nicht so, daß sie sich dem Bild des Menschen aus heutiger Sicht annähern. Dann wären es Menschen geworden, mit denen wir uns hätten identifizieren können und deren Schicksal uns unmittelbar angesprochen und zum Nachdenken angeregt hätte. Und das alles hätte keineswegs die Einbuße des dichterischen Reizes zur Folge haben brauchen. Denn ein Orson Welles darf sich wohl zutrauen, daß er auch dem modernen Menschen unseres Industriezeitalters einen Gleichniswert abzugewinnen vermag. Wichtig noch zu erwähnen, daß Welles in einem Grundzug seines Films die Abwendung von Kafka konsequent vollzieht. Sein Josef K. ist aufsässig und unbeugsam, und das Ende des Films ist der psychische Sieg des Josef K. über die unbekanntenen Mächte.

Betrachtet man dieses einmal alles zusammen, dann kommt man zu der etwas wehmütigen Feststellung: Was für ein herrlicher und – wichtiger Film hätte das werden können!

Tony Perkins ist Josef K. So beherrscht trotz aller nervösen Sensibilität, so gezügelt war er nie. Neben ihm besonders eindrucksvoll: Romy Schneider, eine junge reife Menschen-darstellerin, und Thomas Holtzmann, dessen schauspielerisches Genie in manchen Momenten an das schauspielerische Genie des Götterliebings Horst Caspar gemahnt.

Und trotz vieler Einwände hier der Rat: hingehen und anschauen!

Hans Plück

Kinder sehen dich an

... Kinder, immer wieder Kinder, aus Korea und den Philippinen, aus Usbekistan und Japan: sie spielten in fast jedem der auf der Asiatischen Filmwoche gezeigten Werke die Hauptrolle ..."

Diese Feststellung fand man in vielen Berichten, die über die zweite Woche des Asiatischen Films (21.-28. April 1963 in Frankfurt am Main) geschrieben wurden. Für manchen Berichterstatter waren die zahlreichen Kinderschicksale Anlaß zu überaus sentimentalen Betrachtungen, während andere Kritiker sich mit etwas hämischen Bemerkungen begnügten. Auf der einen Seite wurde der Mut dieser Filme „zum großen Gefühl“ gelobt, auf der anderen Seite fand man oft harte Worte gegen die vielen „niedlichen Kinder“. Die Frage, warum wohl in den Filmen Asiens den Kindern eine so große Bedeutung gegeben wird, wurde von den Kritikern leider nicht untersucht. Ganz sicher kann man nämlich auch am Interesse, das den Kindern entgegengebracht wird, den erreichten Grad sozialer Verantwortung einer Gesellschaft erkennen. In der Bundesrepublik zum Beispiel finden Kinder im Film kaum Beachtung. Kinderfilme gibt es bei uns nicht mehr. Unser Film ignoriert die Probleme der Heranwachsenden. Probleme unbeachtet zu lassen, scheint zur allgemeinen Denkgewohnheit weiter Kreise unserer Gesellschaft geworden zu sein.

Obwohl es auch bei uns zahllose Kinder gab, die erst Jahre nach dem Krieg ihre Väter kennenlernten, ist es niemals einem Produzenten eingefallen, darüber einen Film zu machen. In Japan wurde dieses Thema oft behandelt, und als Beispiel sah man in Frankfurt KIRIROI KARASU. Der kleine Junge sieht in seinem Vater einen Fremdling, und man zeigt, wie schwer es beiden Seiten fällt, Vertrauen zueinander zu finden.

Einem Konflikt zwischen Vater und Sohn begegnete man auch in einem Film aus Süd-Vietnam. NGUOI CON BIEN CA erzählt von der Rebellion eines Jungen gegen die barbarischen Opferbräuche in einem Fischerdorf. Hart stoßen alte Traditionen und neue Lebensformen aufeinander. Das Alte ist zwar fragwürdig geworden, doch noch einmal triumphiert es über die fortschrittlichen Kräfte einer jungen Generation. Hier mögen sich Tendenzen offizieller Regierungspolitik äußern, denn schließlich wurde dieser Film vom Nationalen Filmzentrum in Saigon hergestellt.

In dem japanischen Film KYUPORA NO ARU MACHI (Cupola, wo die Öfen glühen) wurde gezeigt, daß junge Menschen mit den sozialen Belastungen des Lebens in der modernen Industrielwelt besser fertig werden, als die ältere Generation. Die Jugend verfällt nicht in Resignation. Sie lernt und übt Solidarität. Wäre es bei uns wohl denkbar, daß eine der größten Produktionsfirmen einen von gewerkschaftlichen Ideen erfüllten Film herstellen würde?

Seit Jahrhunderten war es in vielen Ländern Asiens verwitweten Frauen nicht erlaubt, noch einmal zu heiraten. Daß diese Traditionen jetzt zerbrechen, zeigte der südkoreanische Film SARANG BANG SONNIM GOA EOMEONI (Meine Mutter und der Untermieter). Die kleine Tochter versucht ihrer verwitweten Mutter eine Lektion zu erteilen. Sie wünscht sich den Untermieter zum neuen Vater. Die den wohlhabenderen Schichten zugehörige Witwe verzichtet jedoch. Ganz anders verhält sich ihre Hausangestellte. Obwohl auch verwitwet, geht sie ohne Bedenken eine neue Ehe ein. Sie hat die alten und nicht mehr zeitgemäßen Traditionen bereits überwunden.

Immer wieder wird in den Filmen aus Asien die Schule in den Mittelpunkt gerückt. In dem japanischen Film HADAKAKKO (Lauf, Genta, lauf) träumt ein kleiner Junge von seinem in

Indonesien gefallenen Vater. Anderswo wäre vielleicht nationales Pathos aufgekommen, doch hier entwickelt man im Raum einer wahrhaft demokratischen Schule an diesem Kinderschicksal den großen Gedanken der Völkerverständigung. Wo war es hierzulande schon einmal der Fall, daß in einem Unterhaltungsfilm von der UNESCO die Rede war?

Um das große Erlebnis der Schule ging es auch in dem Film DETI PAMIRA (Die Kinder des Pamir) aus der Tdschikischen Sowjetrepublik. Ein junger Lehrer versucht 1924 in einem bis dahin weltabgeschiedenen Pamir-Dorf so etwas wie eine Schule zu etablieren, und er bewirkt damit, daß die archaischen Lebensformen dieses Dorfes überwunden werden. Tafel und Kreide werden zu Instrumenten einer Gewalt, die eine ganze Welt zum Einstürzen bringt.

Die Vorlage zu dem japanischen Film KAACHAN SHIGUNO IYADA bildete der Schulaufsatz eines achtjährigen Jungen. Auf schlichte Weise erzählt vom sorgenvollen Alltag seiner Eltern. Nach dem Tod des Vaters schließen sich die beiden Kinder noch enger der Mutter an. Liebe ist hier, wie auch in all den anderen Filmen, niemals nur eine Sache des Gefühls, sondern stets verbunden mit einer auch intellektuellen Aufgabe.

Diesem Prinzip folgte auch der Film TY NE SIROTA aus der Usbekischen Sowjetrepublik. Eine Familie in Taschkent adoptierte 14 Kriegswaisen, darunter auch einen kleinen deutschen Gustav. Familienharmonie entsteht in dieser Miniatur-UNO nicht durch gute Gefühle allein, sondern nur dank vernünftiger Einsicht in die realen Erfordernisse des Lebens.

Oft genug hat man in Filmen taubstumme Kinder gezeigt, um auf einfache Art Führung zu verbreiten. In dem japanischen Film NAMONAKU MAZUSIKU UTSUKUSIKU wurde einmal die umgekehrte Situation geschildert: Taubstumme Eltern haben ein Kind, das von diesem Gebrechen verschont blieb. Den Sorgen der Mutter, den Schrei des Kindes niemals hören zu können, folgt die Krise des Heranwachsenden, der die Hilflosigkeit seiner Eltern nicht versteht. Erst mit der beginnenden geistigen Reife des Jungen bahnt sich eine Lösung des Konfliktes an.

Eine Woche waren die Teilnehmer der Frankfurter Filmveranstaltung zu Gast in Asien. 49 Filme aus 12 Ländern konnte man sehen: Afghanistan, Ceylon, Indien, Indonesien, Japan, Korea-Süd, Pakistan, Philippinen, Sowjetunion, Vietnam-Nord, Vietnam-Süd und Volksrepublik China. Der Film, jene universale Bildersprache, machte deutlich, welche tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen in diesem Teil der Welt im Gange sind. Die moderne industrielle Entwicklung setzt alte Lebensnormen außer Kraft und drängt die Menschen auf die konfliktreiche Suche nach neuen Lebensformen in Familie, Beruf und Gesellschaft.

Diese in Westeuropa einmalige Gelegenheit zur Begegnung mit Asien im Film verdanken wir der Filmsoziologin Elisabeth Kähnert. Aus Berlin 1933 vertrieben, hatte sie in Locarno eine neue Wirkungsstätte gefunden und von dort aus nach dem Krieg immer wieder Wege gesucht, um unsere filmpädagogische Arbeit nachhaltig zu befruchten. Mitten in den Vorbereitungen zur II. Woche des Asiatischen Films erlag Elisabeth Kähnert im Alter von 61 Jahren im November 1962 einer tödlichen Krankheit. Ihr Lebenswerk, die Verständigung mit Asien durch den Film, wird in Frankfurt am Main fortgesetzt werden.

Herbert Stettner



Szene aus dem japanischen Film „Wo die Öfen glühen“

... alle Scheiben im Schrank?

Wer ein „geschaffter Jazzer“ (spricht: Jatzer) ist, sagt zwar selber „Jatz“, verachtet aber sowohl diejenigen, die „Jatz“ sagen (und „Radau“ meinen), als auch jene, die dies Wort „Dschäb“ aussprechen (und meinen, sie verstehen etwas davon). Für ihn gibt es nur „Oldtime“ (spricht: „Ouldtaim“) oder „Modern“, allenfalls noch „Swing“, den geschäftstüchtigen Leuten heute „Mainstream“ (spricht: „Meinstrihm“) nennen. Wenn Ihr bei solchen Jazzern einen guten Eindruck machen wollt, sprecht Ihr freilich am besten nur über Solisten, etwa so: „Coltranes Kanne (= Saxophon) ist die Spitze“, oder so: „Benny Goodman hat zwar Technik, aber kein Bluesfeeling“. Solche Sätze kann man stets gut in ein Gespräch einstreuen und damit den Eindruck eines Fachmannes erwecken. Wollt Ihr Euch aber länger mit dem Musiker unterhalten (über Musik natürlich), dann solltet Ihr das nicht ohne gründliche Kenntnis tun; und die gewinnt man am besten aus Schallplatten.

Einen hübschen Überblick über den Jazz in Europa gibt z. B. die Odeon-LP „Jatz von Jestern“ (0 83347), auf der mit 23 geschickt ausgewählten und sinnvoll zusammengestellten Stücken (leider z. T. nur unvollständig vorgeführt) ein Querschnitt durch die Entwicklung des Jazz (oder was man damals dafür hielt) von 1919 bis 1946 gezogen wird. Neben Pseudojazz (z. B. Dajos Béla, Jack Hylton, Hans Rehmstedt), aus dem aber immerhin die Atmosphäre der Zeit deutlich wird, hört man amerikanische Gäste in Europa (z. B. Original Dixieland Jazz Band, Coleman Hawkins, Rex Stewart), die ihren Gastgeber zeigten, wie sie es machen mußten, und die Spitzen der europäischen Jazz-Szene von einst: Joe Daniels, Nat Gonella, Django Reinhardt, Svend Asmussen. Und wenn die albernen Kommentare Paul Kuhns nicht mehrfach in die Musik hineingesprochen wären, dann besäße man mit dieser Platte wirklich so etwas wie ein „Kultur“-Dokument. Den europäischen Jazz unserer Tage bietet das „Jazz Workshop Concert der Ruhrfestspiele 1962“ auf einer Columbia-LP (C 83342). Tatsächlich hört man schon bei den ersten Klängen der Platte: Was einst nur wenigen Ausnahmen gelang (Reinhardt, Asmussen), das ist heute in Europa in erheblicher Breite vorhanden: Jazz, dessen Qualität nicht geringer ist als bei dem von drüben. Nur daß Initiator Hans Geertberg das als „Werkstatt“ ausgibt, was in Amerika seit rund acht Jahren gang und gäbe ist, das zeigt, daß wir eben immer noch ein wenig nachhinken. Immerhin können sich Solisten wie Koller, Ross, Thielemans, Arrangeure wie Riedel und Koller auch mit guten Leuten aus den Staaten messen. Und mit dem romantisch eingefärbten, aber modern harmonisierten Jazzklavierkonzert des berühmten „klassischen“ Pianisten Friedrich Gulda ist wirklich eine europäische Besonderheit auf dieser Platte vertreten.

Freilich: Wenn Ihr danach die mit Recht von der Deutschen Jazz-Föderation ausgezeichnete Philips-LP „Battle Royal“ auflegt, auf der die beiden bedeutendsten Bigbands – Duke Ellington und Count Basie – ihre Klänge vereinen, dann merkt Ihr, daß unsere europäischen Musiker immer noch nicht ganz jene selbstverständliche Freiheit im Spiel gewonnen haben, die Solisten wie Franz Wess und Thad Jones (von Basie), Paul Gonsalvez und Johnny Hodges (von Ellington) unaufhörlich auf dieser Scheibe beweisen. Die „königliche Schlacht“ jedoch schlagen die beiden Bandleader nicht gegeneinander, sondern miteinander: gegen den Unverstand der Leute, die Blues, Swing und Modern voneinander trennen wollen. Ellington und Basie machen uns klar: Das alles ist Jazz.

Auch in der ganz modernen Musik sind die Amerikaner immer noch brandmoderner als die Europäer. Das beweisen zwei neue United Artists-LP's: „Charles Mingus – Wonderland“ (69012) und „Coltrane Time“ (69010). Des Bassisten Mingus Quintett zeigt dabei die weitere Spanne in der musikalischen Aussage: von ausgesprochen lyrischen, aber keineswegs sentimentalen Stücken über die „Chace-Chorusse“ von Tenorist Ervin und Altist Handy, in denen sich die beiden in atemberaubendem Hardbopstil gegenseitig jagen, zu den rhythmisch und melodisch völlig neuartigen Baßsolis von Mingus, dessen Spiel aber trotz aller Experimentierfreude stets im Jazzidiom verhaftet bleibt.

Ebenso experimentierfreudig sind auch Tenorist John Coltrane und sein Quintett, besonders Pianist Cecil Taylor, allerdings nicht so sehr im rhythmischen sondern im melodischen und harmonischen Bereich. Wenn Coltrane in rasenden Läufen die Haupttöne der Akkorde raffiniert umspielt oder melodische Wendungen ansetzt, die zur Harmoniefolge in reizvollstem Kontrast stehen, wenn Taylor Melodien spielt, die an Bartók gemahnen, und die Akkorde so erweitert, daß nur noch der Fachmann deren Beziehungen zum Harmonieschema des Stückes erfassen kann, dann muß auch der schärfste Jazzgegner gestehen, daß diese Musik den Vergleich mit der „klassischen“ Moderne nicht zu scheuen braucht.

Dem Anfänger mögen all diese experimentierfreudigen Aufnahmen zunächst nicht so recht eingehen. Aber dagegen gibt es für jeden, der sich vom Vorurteil zum Urteil vorwärtsbewegen will, ein Mittel: Hört Euch allmählich in diese Musik ein! Fangt z. B. mit dem „Workshop“-Konzert und mit „Battle Royal“ an! Mit der Zeit werdet Ihr dann auch die komplizierteren Aufnahmen der Moderne erfassen. Diesen Weg empfiehlt euch jedenfalls

Euer Meggs

Ich war eine stolze Jublerin

Es war der größte und zugleich fortschrittlichste Jubel meines Lebens. Daß ich da noch mitjubeln durfte! Nun will ich mich gern zur Ruhe setzen und meinen Platz in Deutschlands Spalieren Jüngeren überlassen. Die Beine sind müde geworden, nur noch eine ausgefeilte Zehenspitzen-technik hält mich in der Menge aufrecht. Die alten Hände patschen an historischen Höhepunkten – und wie viele sind ihrer oft in einer einzigen Rede enthalten – kein exaktes Stakkato mehr, nur noch ein matt dahinkleckerndes Tremolo. Und schon lange vor dem hundertsten Choreinsatz „Ken-ne-dy!“ piffen die verbrauchten Lungenflügel wie ein schlaffer, brüchig gewordener Blasebalg.

Vielleicht noch einen De-Gaulle-Jubel, einen letzten zum Abschied. Dann will ich meine Memoiren schreiben.

Ich war eine stolze Jublerin ...

Niemand hätte mir diese Karriere an der Wiege gesungen. Ich habe frühzeitig angefangen und glaube daher fest, daß das tragende Jubelbewußtsein schon in der Kinderseele geprägt wird. Ich selbst verdanke es den Bartspitzen Wilhelms II. Mein Leben lang werde ich den wonnig-süßen und zugleich vaterländischerhabenen Kitzel nicht vergessen, als mich der Monarch als Dreijährige zu sich emporhob und auf beide Wangen küßte – wie das krabbelte! Dies geschah 1915 Unter den Linden. Am Himmel war Kaiserwetter, und meinen lieben Eltern standen Tränen des Stolzes und der Rührung in den Augen.

Damit war mein künftiger Weg vorgezeichnet. Während der Weimarer Republik lernte ich fleißig, wir alle wußten, daß sie nur Vorbereitung war für Größeres. Bald beherrschte ich den einfachen Schulklassenjubel ebenso sicher wie den weitaus schwierigeren Einzeljubel, der bei Empfängen bedeutender Persönlichkeiten wie bei Festreden ein ausgeprägtes Gefühl für den richtigen Einsatz voraussetzt. Denn nur in den Pausen, wenn die Menge ergriffen schweigt oder gerade neuen Atem schöpft, dringt das Jubelsolo wirklich bis an allerhöchste Ohren vor und wirkt dann ebenso überzeugend wie aufsehenerregend.

Die Jahre bis 1933 bezeichne ich als meine Lehrjahre. Eine echte Jubelmeisterschaft konnte sich erst nachher entwickeln, dann aber jubelte ich mich ganz ungewöhnlich rasch zu ungeahnten Erfolgen empor. Aus dem Jubelkind war eine reife Jubelmaid geworden. Ein großer Tag, vielleicht mein größter in diesem Lebensabschnitt, war der 20. April 1937, als mir zu Führers Geburtstag ein so ergriffenes Aufschluchzen gelang, daß der Deutschlandsender diese Stelle der Kundgebung noch am selben Tag mehrfach auf allen Wellenlängen übertrug, per Richtstrahler schluchzte ich bis nach Übersee. Ähnliches glückte mir nur noch ein einziges Mal bei einer Großkundgebung am Jahrestag der Machtergreifung, als mein geschicktes placiertes Sieg-Heil-Solo in sattem Mezzosopran über den weiten Platz jubelte und bis zur Tribüne vordrang, wo es den Reichspropagandaminister mitten in seiner Rede innehalten und verstört aufhorchen ließ.

Die ersten Nachkriegsjahre müssen als ausgesprochen jubelfeindlich angesehen werden. Es gäbe nichts zu jubeln in Deutschland, hieß es damals. Dieser destruktiven Haltung habe ich vom ersten Tag an widersprochen. Kein Staat kann ohne einen ordentlichen Jubel gedeihen und eine junge Demokratie zu aller-



letz. Das mußten auch die neuen Parteien schließlich einsehen, und es wurde wieder gejubelt wie eh und je. Bald zeigten sich die ersten Ansätze zu einer vielversprechenden Reformation des deutschen Jubelstils, zum Beispiel als das Saarland heimkehrte und der schwerfällige Sprechchor zum erstenmal den lyrischen Tönen eines weltoffenen Verbrüderungsjubels weichen mußte. Diesen Tag werde ich übrigens nicht so bald vergessen. Am Abend sah ich mich in einer Aufzeichnung zum erstenmal auf dem Bildschirm. Ich finde, daß ich sehr gut auf dem Bildschirm komme. Zugleich aber sah ich auch, wie hoffnungslos veraltet mein Stil war, das unbestechliche Auge der Kamera deckte alle meine Fehler schonungslos auf. Zu zackig die Bewegungen, die Einsätze überbrüllt, und gar erst meine wenigen Solostellen – lassen Sie mich die Schande mit dem Mantel schweigender Nächstenliebe zudecken.

Nun hieß es also umlernen. Der Jubel war liberaler geworden. Nicht mehr Hans Baumann, sondern mehr heiterer Ionescu, wenn Sie wissen, was ich damit meine. Das neue europäische Jubelgefühl klebt nicht länger am deutschen Boden fest, es ist multilateral geworden, ein herzliches Tremolieren nach allen Seiten hin, wenn wir vom Osten mal absehen. Der alte Schwerpunktjubel ist passé, wenn auch der Kernsatz nach wie vor en vogue ist, „Vive de Gaulle!“ zum Beispiel, ich glaube, ganz ohne ihn werden wir auch in absehbarer Zukunft nicht auskommen.

Das war eine wahrhaft erhebende Jubelwoche, eine von den wirklich unvergesslichen, als der große Charles nach Deutschland kam. Da zeigte es sich auch, was für eine geradezu atemberaubende Entwicklung der deutsche Jubel in den letzten Jahren genommen hat. Er ist nicht nur mehrsprachig, er ist auch mobil geworden. Der flotte Kleinwagen bringt den bundesdeutschen Jubler und die Jublerin rasch und sicher von einem Jubeleinsatz zum nächsten. Wo unsereins früher selbst bei bester Gesundheit nicht mehr als zwei oder höchstens drei Massenveranstaltungen an einem Tag verschöneren konnte, schafft man heute mühelos deren sechs und findet zwischendurch noch Gelegenheit, hier rasch ein kleines Spalier zu bilden, dort mit geschickter Hand ein Blumensträußchen zu werfen.

Allerdings ist der Jubel auch ungleich differenzierter geworden, das muß ich sagen. Es ist kaum ein größerer Unterschied denkbar als zwischen dem vaterländischen Jubel bei einem De-Gaulle-Empfang, den eine mehr heiter-traditionalistische Note auszeichnet, und dem straffen, fortschrittsgläubigen Progressivjubel, wie wir ihn bei Präsident Kennedy jubeln durften. Aber das sind freilich Feinheiten, die nur der Fachjubler unterscheiden kann, die Masse hat dafür kein Ohr, sie brüllt – mit Herz zwar, doch ohne Stilempfinden.

Das war mein letzter Jubel, nun ziehe ich mich also zurück. Zwar könnte ich noch einmal das Fach wechseln und als Mütterchen vom Dienst noch manches Jahr dabei sein, aber ich gebe unserem Herrn Bundeskanzler recht, man soll dann aufhören, wenn es am schönsten ist. Ich habe das Meine gejubelt. Zurückblickend darf ich sagen: Ich war wahrhaftig eine stolze Jublerin ...

Gerd Angermann